

1512 Monatshefte für Germanenkunde · Heft 11 · November 1941

# Germanien



## Das Erbe der Ahnen

dem deutschen Volke in Wort und Bild zugängig zu machen ist Aufgabe und Ziel unserer Verlagsarbeit. Sie umfaßt daher Forschung und Lehre über Raum, Geist und Tat des nordrassischen Indogermanentums. Sind doch in ihm jene unüberwindlichen Kräfte beschlossen, die seit Jahrtausenden fortwirken und aus denen wir wie unsere Ahnen auch heute empfangen:

Erbe, Glauben, Tat.



Verlags-Prospekte erhalten Sie in jeder Buchhandlung oder vom Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem

W.H.

BIBLIOTHEK  
LUND

## Inhaltsverzeichnis

|                                                                                                                          |                                                                      |     |
|--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|----------------------------------------------------------------------|-----|
| Otto Stelzer                                                                                                             | Der Reiter                                                           | 401 |
| Friedrich Mössinger                                                                                                      | Das Sonnenross und sein Reiter                                       | 409 |
| Siegfried Lehmann                                                                                                        | Martinstag - 11. November                                            | 422 |
| Otto Uebel                                                                                                               | Heilige Berge im Elsass                                              | 428 |
| Die Hundgrube                                                                                                            | Dachziegel als Sinnbildträger                                        | 434 |
|                                                                                                                          | Zum „Stundenbuch“ der Anne de Bretagne                               | 438 |
| Die Bücherwaage                                                                                                          | Edmund E. Stengel: Der Stamm der Hessen und das „Herzogtum“ Francken | 439 |
| Das Umschlagbild, gestaltet von Eugen Nerdinger, Augsburg, gibt eine Zeichnung von Wolf Huber „Landstreich“ 1512 wieder. |                                                                      |     |

## »Germanien« Monatshefte für Germanenkunde

Zeitschrift aller Freunde germanischer Vorgeschichte, herausgegeben von der Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Das Ahnenerbe“. Hauptredakteur: Dr. J. O. Plassmann, Berlin-Dahlem, Rückertstraße 16. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7-11.

13. Jahrgang, Neue Folge Band 3, Heft 11.

Bezugspreis: Einzelheft M. - 60, 3 Hefte vierteljährlich durch die Post M. 1.80. Bezahlungen: Postscheckkonto Leipzig 9978. - Bezug durch Post sowie durch den Buch- und Zeitschriftenhandel. - Beilagen und Anzeigen werden z. Z. nach Preisliste 1 berechnet. - Falls bei Postzustellungen unserer Zeitschrift „Germanien“ Unregelmäßigkeiten auftreten, bitten wir zunächst diese bei Ihrem Briefträger, dann erst bei dem Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, zu beanstanden.



Otto Stelzer: Der Reiter Eine Betrachtung des Reitersteins von Hornhausen

**C**Es ist uns zur zweiten Natur geworden, unsere Vorzeit wenig im Hinblick auf den Menschen selbst zu sehen. Wir sind verhängnisvoll einseitig, wenn wir immer nur von Gruppen und Stämmen, Stilen und Typen oder Form und Stoff reden (1). Wir vergessen, daß es zu allen Zeiten die großen Individualitäten waren, die überragenden Persönlichkeiten, die das Zeitmaß des Vormarsches und die Größe der Leistungen bestimmten. Sobald wir den Bereich der schriftlich überlieferten Geschichte betreten, richten sich die Führernaturen auf, um sie räumt sich das Geschehen, seien sie Fürsten und Krieger, Priester oder Künstler. Die mittelalterliche Kunst - so einheitlich ihr stilistisches Gepräge auch ist und wie reich die Beziehungen von einem Kunstwerk zum anderen - sie zeigt doch immer wieder zwar namenlose, aber festumrisse Persönlichkeiten. Oft stehen sie eng nebeneinander: Der Bamberger, der Magdeburger, der Naumburger Meister. Aber jeder hat sein eigenes Gesicht. Doch wird man dem Genie in der Vorgeschichte gerecht?

Wir haben früher an dieser Stelle Kunst und Stile der ältesten Epochen betrachtet (2) – wie aber steht es mit dem genialen Künstler der Vorzeit? Es wird und muß ihn gegeben haben. Und es gibt Wege, ihn zu entdecken, aber dann muß man das summarische Sehen aufgeben und vom Allgemeinen zum Besonderen, zum Einzelwerk und Einzelfall vorstoßen. Das versuchen wir hier.

Heute weiß jedermann, daß für die germanische Vorzeit Mensch und Tier noch nicht Ziel künstlerischer Gestaltung waren. Eine echt „splendid“ Epoche, goss die Vorzeit allen Künstlern gestalt über das abstrakte (und mehr oder minder unpersonliche) Mittel des Ornaments auf Gegenständliches aus, kleine nüchternen Wirklichkeiten beseelend, Organismen neu schöpfend, aber nicht nachahmend. Immerhin ist figürliches Schaffen nicht vollständig unbekannt. Und es kann nicht verwundern, wenn wir gerade hier – fern vom Herkömmlichen und Normalen – „persönliche“ Züge ganz deutlich erkennen. Da braucht man nicht auf Fremdelustfüße zu schließen – sie lassen sich meist gar nicht nachweisen – sondern darf mit mehr Recht hier einmal den fühnen Einzelgänger, den genialen „Erfinder“ sehen. Wir nennen den Künstlermeister vom Ende der Steinzeit oder den Meister von Trungholm mit seinem Sonnengespann.

Besonders seit der Weltwende häufen sich solche Beispiele. Das beste, was von dem damals Geschaffenen erhalten ist, nennen wir den „Reiterstein von Hornhausen“; ein wirklich geniales Werk, zwingt es noch uns heutige zur Bewunderung und zur Versteifung (Abb. 1).

Dem mit früher Kunst nicht Vertrauten mag es scheinen, als hängten wir hier große Worte an eine gevulge Sache. Darum sei zunächst das Terrain untersucht, auf dem sich das beschädigte Relief befindet: Es hat eine Reihe Artgenossen neben sich. Sehen wir zu, wodurch es sich von seiner Umgebung unterscheidet. Der Reiterstein, der wohl noch dem 7. Jh. entstammt, ist selbst nur ein Teil von weiteren, ähnlichen Darstellungen, die leider nicht erhalten sind. Steinreliefs tauchen auch sonst auf. Der Stein von Niederdollendorf zeigt u. a. einen unbekleideten Lanzenträger, der eine sogenannte Zierthebe auf der Brust trägt. Die „Zierscheibe“ stellt sich somit als wichtiger, wahrscheinlich dem Kult verbundener Gegenstand heraus. Solche Durchbruchsscheiben kennen wir von verschiedenen Stämmen. Die schönsten finden wir bei den Alemannen. Und hier taucht auch das Reitermotiv in einer Form auf, die wir am ehesten als Vorbild für das Werk von Hornhausen ansprechen dürfen (Abb. 2).

Liegt hier das Vorbild – und die Durchbruchsscheiben gehen ja auf alte Tradition zurück – so ist bewundernswert die Tat der künstlerischen Umsetzung. Es ist nicht allein die Anwendung des Steins und die Übertragung in ein größeres Format, es gibt etwas, das den Meister von Hornhausen aus seiner Umgebung herauszieht und von seinen Vorbildern weit entfernt. Das ist die gänz besondere Einprägsamkeit der Form. Das ist die fühlbare, vorbildhafte Monumentalität. Es ist die gerollte Vereinfachung, die so ungeheuer wirkt und unvergesslich ist. „Man ahnt die Fernen, die der Reiter durchritten, die Kämpfe, die er bestanden hat“ (Hubert Schrade). Es liegt Erfreuliches in dem zurückgelegten Haupt des Kriegers. Kein stürmisches, aber ein unabänderliches „Vorwärts“ steckt in den nach dem fernen Ziel gerichteten „Häuptern“ von Reiter, Ross und Lanze. Welche große Kunst der Gestaltung gehört doch dazu, ohne jedes äußere Mittel oder Attribut den Schicksalsgedanken vor die Sinne zu führen und die Welt der nordischen Heldenage zu beschwören! Wie kommt diese Wirkung zustande?

#### 1.

Es ist nun einmal so, daß wir in den Genuss der alten Kunst erst durch die Zerlegung der Form gelangen können.

Man kann experimentell den Schwerpunkt der Figur ermitteln. Er liegt genau auf dem Schnittpunkt der Diagonalen des Bildrechtecks. So gesammelt und ausgewogen, so geschlossen ist der Aufbau. Das bedingt den Eindruck der Ruhe, ohne den Monumentalität, die immer in sich den Begriff der „Dauer“ birgt, nicht denkbar ist. Aber diese Ruhe wirkt nicht steif und gefroren. Es ist nicht die Ruhe der Erstarrung, sondern eine folche der Strahlung! Wie der



Abbildung 1 (auf Seite 401). Reiterstein von Hornhausen, Kr. Oschersleben, Prov. Sachsen (Halle, Landesanstalt für Volkskunde). Abbildung 2 (oben). Alamannische Durchbruchsscheibe von Bräunlingen in Baden (Landesmuseum Karlsruhe). Aufnahmen Bildarchiv zur Vor- und Frühgeschichte bei der Staatlichen Bildstelle.

Schild, dieses glückliche Motive der Mitte, das Bild der Sonne enthält mit feinen nach außen strebenden Strahlen; so strecken sich Glieder und Waffen von Ross und Reiter nach allen Seiten aus (Abb. 1).

Die Geschlossenheit des Aufbaues wird unterstützt durch den Beziehungsreichtum der Linien. Hier ist jede Linie unverrückbar am rechten Platz. Brechen wir beispielweise den hinteren Teil des Lanzenschaftes in Gedanken heraus, sofort find Gleichgewicht und Harmonie dahin. Drehen wir die Lanze in irgend eine andere Richtung, sofort entsteht ein Missverhältnis zwischen den jetzt so stark sprechenden leeren Räumen. Wenn aber eine Komposition keine Begehung und keine Verschiebung duldet, ohne sich selbst aufzugeben, so ist sie eben schlechterdings meisterhaft.

Der tektonische Aufbau des Bildes (der „Bildbaugedanke“) fest die Jahrtaufende alte Überlieferung der Ornamentik voraus. Eng verbunden mit der Ornamentik aber ist die Graphik. Wie das Ornament auf die tektonischen Verhältnisse des Trägers eingehen muß, so fühlt sich

die Graphik an den Rahmen gebunden, den sie mit ihrem Leben erfüllen will. Wie wir aber die Schwarzweisskunst des Kloikrabes als dem Befen der Graphik verwandt schilderten (3), so gilt es hier: Dies ist zwar ein Reließ, aber zur Plastik können wir es kaum zählen. Plastisch nennen wir die gewölbte Form. Dies sind nur erhabene Linien, es ist „plastisch gemachte“ Graphik.

Eines der herrlichsten Meisterwerke der Graphik, Dürers „Mitter, Tod und Teufel“, zeigt – wie oft erwähnt wird – sehr nahe Beziehungen zum Ornamentalen (Abb. 3). Die künstlerische Größe liegt hier formell in einer komplizierteren Versteilung aller Einzelheiten zur Einheit. Der Grundgedanke der Komposition aber ist der gleiche, der auch dem Hornhausern Reiterstein zugrunde liegt: Trotz alter Einzelheiten von Stut und Landschaft, die Dürer uns zur Schau bringt, wird die gesamte Bildfläche von Ross und Reiter beherrschend eingenommen. Pferd und Mann berühren fast an allen Seiten den Rahmen. Die Lanze aber ist in Wahrheit die Balanzierstange, die, ein über den ganzen Bildraum gehendes Motiv, wesentliches zur Erhaltung des Gleichgewichtes beiträgt.

Vieles von diesen Gedanken wurden vom Meister von Hornhausen fast ein Jahrtausend vor Dürer verwirklicht. Die Fülle der Gestalten freilich fehlt hier. Im Vergleich der beiden Reiter wird offenbar, wie falsch das vielzitierte Wort vom „Horror vacui der Primitiven“ ist. Um den Hornhausern Reiter ist viel freier Raum, der die „Erhabenheit“ des Ganzen, die wir hier vorerst und übertragen nehmen, trefflich unterstreicht.

Freilich liegen ganze Welten zwischen Dürer und dem Reiterstein. Der Hornhausern Meister hat sich nicht um die Anatomie des Pferdes und ebenso wenig um die Proportion der menschlichen Gestalt bemüht. Aber was hier als Mangel erscheint, wird durch das reichere Beziehungsleben der ornamentalen Formwerte ersetzt, und hierin ist der Meister eine echte vorzeitliche und mittelalterliche Erscheinung zugleich. Um dieser Beziehungen willen wird ohne Zweifel die „natürliche“ Form zerstört. Auf die „wirklichen“ Größenverhältnisse, etwa von Kopf und Rumpf oder Mann und Pferd kommt gar nichts an. Auch der romanische Löwe von Braunschweig hat nichts mit der Naturgeschichte zu tun. Aber groß ist bei ihm das Erlebnis der reinen Form, deren mathematische Grundlage übrigens das Dreieck ist. Auch im Hornhausern Reiterstein bildet das Dreieck ein immer wiederkehrendes, leitendes Motiv. Es erscheint als Ziernament auf dem Rücken des Pferdes, rein dreieilig ist die Mähne des Tieres, sind die Schenkel vom Mann und Ross gebildet. Dem Dreieck angenähert sind der Rumpf des Hengstes, wie auch die freien Flächen zwischen den Gliedern. In zwei großen Dreiecken endlich zerlegt die Lanze den rechteckigen Bildraum. Auf den schrägen Akzent der Lanze kam es dem Meister so sehr an, daß er es für nötig hielt, ihren Verlauf auch dort, wo der Rumpf des Pferdes sie teilweise verdeckt, mittelbar zu markieren. Er tut es, indem er die Mähne des Tieres entsprechend zuschneidet. Auch die andere Diagonale ist vorhanden. Sie verläuft über den Hals des Pferdes das Schwert hinab und am linken Oberschenkel des Tieres entlang. Da der Kopf des Pferdes der Lanzen spitze angenähert wurde, so liegen der Komposition gleichsam zwei gekreuzte Lanzen zugrunde. Welcher Beziehungsreichtum übrigens tritt auch hier wieder zutage! Fantastisch und unerträglich wie der Germane im Erfinden von Gleichnissen war – die Edda legt davon Zeugnis ab – ist es weder ausgeschlossen noch unangemessen, wenn wir glauben, daß das Haupt des Rosses der Lanzen spitze bewußt im Sinne eines Vergleichs angenähert worden ist.

Wir sagen nicht zuviel. Wird die naturalistische Bildung vernachlässigt der Form wegen, so wird sie das noch viel leichter dem Ausdruck oder dem sinnbildhaften Gedanken zuliebe. Warum ist der Reiter im Verhältnis zu klein? Aus Unvermögen sicherlich nicht. Die Lanzenreiter der Durchbruchsscheiben, mit denen unser Reiter zusammenhängt, sind besser in ihren Proportionen, aber unvergleichlich geringer im Ausdruck. Das Kontrastgefühl, das der kleine Reiter gegenüber der großen Masse des Tieres mit dessen schiffsbogähnlicher Brust erzeugt, gehört zu den stärksten Ausdrucksmeriten der ganzen Darstellung. Nicht nach Körpermaßen wird der Geist des Menschen gemessen. Die Macht des Reiters muß für die Vorstellung naturgemäß um so gewaltiger sein, je größer das Misverhältnis zu seinem Tiere ist, denn er meistert und lenkt es ja!

Übergroß ist der Kopf des Reiters gebildet: Durch das Haupt erhält der Mensch sein Übergewicht, das Tier durch Rumpf und Glieder. Den Abmessungen liegt eine Idee zugrunde. Wir hören hier den Einwand, daß wir mehr herauslesen, als die Vorzeit hineinstecke. Nun, ein „hundertprozentiger“ Beweis läßt sich weder „für“ noch „gegen“ erbringen. Es gilt aber eins: Vermag heute noch – uns Fernstehenden – dieses Kunstwerk so und soviel auszusagen, wer nimmt sich das Recht, eine ebenso große Wirkung, mit anderen Worten das Vorhandensein eines solchen, eben geschilderten Gedankengutes den Zeitgenossen des Hornhausern Meisters abzuhören?

## 2.

Von der Form zum Inhalt: Was bedeutet der Reiter, wen stellt er dar?

Außer Lanze und Schwert, den üblichen Reitervaffen, und dem Sonnenmosaik auf dem Schild, das keinen genauen Anhalt genährt, trägt der reitende Krieger keinerlei Attribute, die auch nur angedeutungsweise feste Bewandtnis verraten. Vollständig scheidet aus, was in Wirklichkeit auch noch kein Betrachter vor diesem Reließ behauptet hat: nämlich eine noch so weit ausgeschaffte Porträtaussicht. Ein engerer Zusammenhang mit den römischen Grabentmälern ist daher nicht anzunehmen. Dagegen hat man unsern Reiter mit den St. Georgs-Darstellungen der byzantinischen Kunst in Verbindung gebracht. Unsere heutige Bewertung der byzantinischen Kunst, die wir letzten Endes Strzgowski verdanken, läßt hier eine unmittelbare Ableitung nicht zu. Hier wird nur die Frage auf ein anderes Gedet geschoben: Wie kommt die Gestalt des schlängelstörenden Reiters nach Byzanz? Doch auch nur aus dem nördlichen oder östlichen, ganz augenscheinlich aber indogermanischen Umkreis.

Die Mehrzahl der Forscher hat sich, im Bestreben den Reiter zu taufen, auf Odin geeilt, man kann auch lesen: „Wodan, über Schlangen reitend.“ Den mäandrierenden unteren Rahmenabschluß als Schlange anzusprechen, ist zwar möglich, aber durchaus nicht zwangsläufig. Die Drachengestalt im Tiersil II wiederum ist zu deutlich von der Reitergestalt getrennt, als daß man hier an einen epischen Zusammenhang denken möchte. Trotzdem ist die Wahl auf Wodan nicht so ganz aufs Geratewohl erfolgt. Einen Anhaltspunkt bietet die Entwicklung und die Wirkung, die dem Hornhausern Stein beschieden war.

Der Meister von Hornhausen hat eine Schule gehabt. Das Bruchstück einer Kopie fand sich in Hornhausen selbst. In Morsleben wurde 1934 ein Stein gefunden, der die größten Übereinstimmungen mit Hornhausen aufweist (4). Andere ähnliche Steine in der Nachbarschaft sind zu verwirrt, um genauere Auskünfte zu geben, immerhin zeigen sie uns an, wie reich ehemals der Bestand war und wie groß die Verluste an alter Kunst. Man kann aber verfolgen, wie der Reiterstein als solcher und wohl gerade auch der Hornhausern selbst bis in den hohen Norden wirkte und – vor allem in Schweden – seine Nachfolger fand. Hier gibt es Reiterdarstellungen, die ganz fraglos Odinsbilder sind, denn hier steigt nicht nur eine ganz naturalistische Schlange vor den Hufen des Pferdes auf, sondern es erscheinen auch die Raben, die, wie die Göttersage meldet, an der Schulter der göttlichen Gestalt fliegen (Abb. 4). Der Odinskult kommt aber von Süden nach Norden, es ist somit nicht ganz abwegig, seine Verbreitung mit den Etappen in Verbindung zu bringen, die uns die Runde der Reiterdarstellungen bezeichnen.

Und trotzdem: Die Sache ist noch ratselhaft. Wenn der Meister von Hornhausen wirklich Wodan meinte, dann wußte er das zu verbergen, denn sein Reiter begegnet uns durchaus als Mensch und Krieger, wenngleich die Erhabenheit, die feine Haltung ausdrückt, ihn über Menschliches hinaushebt. Schon dies ist bemerkenswert.

Mag sein, daß die Zeitgenossen des Künstlers nicht im Zweifel waren, daß sich in der Reitergestalt nur ein Gott verbargen konnte. Möglich auch, daß die uns nicht erhaltenen Teile des Steines Beziehungen aufweisen, die jeden Zweifel unmöglich machen – wir wissen es nicht. Aber wie werden hier auf einen Fall verneinen, der in so merkwürdiger Weise dem unsern gleicht, daß wir ihn nicht verschwelen können.



Abbildung 3. Albrecht Dürer „Reiter, Tod und Teufel“, Kupferstich.

Etwa 500 Jahre später entsteht abermals das Bild eines Reiters, dessen spannungsgeladener Ausdruck uns heute mehr bannt als je, zu dessen Fuß täglich eine Schar ergriffener Besucher zu finden ist. Nicht weit von Hornhausen weg steht im Bambergener Dom „Der Reiter“. Auch vor ihm tauchte immer wieder die Frage auf „Wer ist es“, und immer wieder wurde anders geantwortet, jede neue Lösung wieder verworfen. Denn der Bamberger besitzt so wenig wie der



Abbildung 4. Beschlagstück eines völkerwanderungszeitlichen Bronzehelms aus Wendel in Uppland. Nach Montelius „Kulturgeschichte Schwedens“.

Hornhausener ein Attribut, das ihn sicher zu erkennen gibt. Er ist der „Reiter“, sonst nichts. *Der Reiter* liegt ein Buch vorgelegt, in dem man vielen Stammbüchern nunmehr eine geboten wird, die mehr befriedigt als andere, weil sie aus ehrlicher historischer Erfahrung heraus geboren wurde. Danach bedeutete der Reiter wohl ursprünglich Konstantin d. Gr., also eine nichts weniger als germanische Gestalt.

Aber was besagt diese Entdeckung? Wir wollen und können nicht widerlegen, daß es Konstantin ist, der dort reitet. Aber für uns fängt damit das Problem erst an. Die Frage lautet nämlich, warum Konstantin reitet! Wie sehen ja, daß der „Reiter“ da war, ehe Konstantin auf den oft so verblüffend unverständlichen Wegen des Mittelalters nach dem Norden kam. Es ist deutlich, daß der „Reiter“ neben Konstantin auch die staufischen Kaiser, den heiligen Georg und das alles zusammen bedeutete, weil er eben die Inkarnation des christlichen Rittertums und des deutschen Adels wurde. Der Reiter ist eine mythische Gestalt, die unter vielerlei Namen wandeln kann. Der Hornhäuser Reiter ist einer seiner Ahnen. In Dürers „Ritter, Tod und Teufel“ findet er seine Auferstehung. Gwar ist der Süden nicht arm an Reiterstandbildern. Aber sie gestatten keinen Vergleich mit dem, was wir hier meinen. Diese Standbilder der Battaglione oder Colleoni sind die bronzenen Belege des Geltungsbedürfnisses emporgekommenen Despoten. Sie tragen keine mythischen Äuge, sondern unverrückbare, jedermann bekannte, meist nach Gewalt klingende Eigennamen. Es sind keine Reiter, die sich zu unseren Namenlosen gesellen lassen. Und merkwürdig – dieser Gegensatz geht bis in die frühesten Zeiten zurück: Wir denken an das Reiterstandbild des Marc Aurel in Rom oder an das Reiterstandbild des Hadrian, das Kaiser Karl mit nach Deutschland nahm und in Aachen aufstellte, wo es sofort „namenlos“ und „mythisch“ wurde; man hielt es für „Oletrich von Bern“. Wir führen vor allem in die Zeit des Hornhausener Meisters und wessen auf jene schon erwähnten Reitergräbersteine hin, die ganz zu Unrecht als „Vorbild“ unseres Reiters ausgegeben worden sind. Der gleiche Gegensatz wie nach tausend Jahren spricht sich hier aus: Die einzelne Person steht neben dem Namenlosen, das Porträt neben dem mythischen Inbegriff, neben der sinnbildlich-heraldischen Verkörperung einer Idee. Der Reiter von Hornhausen steht zwischen Gott und Mensch. Er taucht immer wieder auf. Kein Volk hat seinesgleichen außer dem deutschen, weder im Süden noch im Norden ist er heimisch. Nach allem, was bisher gesagt wurde, ist es eine notwendige Folgerung, wenn wir im Reiterstein von Hornhausen bei Oschersleben, im Herzen des Deutschen Reiches, die erste künstlerische Verheilung des deutschen Wesens erblicken.

(1) Ein Umstand, über den zuletzt Ernst Wahle „Zur ethnischen Deutung slawisch-germanischer Kulturprovinzen“, Heidelberg 1941, bewegliche Klage führte. – (2) Otto Stelzer, „Über Stil und Gestalt in unserer ältesten Kunst“ in „Germanien“, 1940, Heft 9–12. – (3) „Germanien“, 1940, Heft 12, S. 457–458. – (4) Paul Grimm, „Ein neuer Reiterstein von Moesleben, Kreis Neu-Haldensleben“ in „Jahreschrift für die Vor- und Frühgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder“, Band XXIV, S. 247, 1936. Abbildung in dem Ausfahrt von Fr. Mözinger, Das Sonnenroß und sein Reiter, in diesem Heft, Abb. 9. – (5) Otto Hartig, „Der Bamberger Reiter und sein Geheimnis“, Bamberg 1939.

Einer erstand  
vor allem mächtig  
den einst stärkte  
der Erde Kraft,  
eiskalte See  
und Eberblut;

Den hehrsten Herrscher  
heissen sie ihn,  
sippverwandt  
sämtlichem Volk.

Edda

### Friedrich Mözinger: Das Sonnenroß und sein Reiter

Bei einer Grabung im Winter 1891/92 wurde in Mörlstadt in Rheinhessen ein durchbrochener Anhänger mit einer Reiterdarstellung gefunden, der sich von den sonstigen Reiter- und Durchbruchsscheiben, die kreisrund sind, durch seine dreieckige Umrahmung unterscheidet (Abb. 1). Daß dieser Anhänger auch in anderer Hinsicht durchaus eigenartig und sehr beachtenswert ist, wurde zuerst nicht erkannt, denn sowohl Behn (1) wie auch Kühn (2) in seiner zusammenfassenden Darstellung bilden die nur durch wahllos angeordnete Punktkreise verzierte Rückseite ab. Erst 1939 gab Biesenbach (3) eine Nachzeichnung der Vorderseite, und danach erschien eine gute Photographie im August 1939 als Titelbild von „Germanien“. Hierbei zeigte es sich, daß im Gegensatz zur Rückseite diese Vorderseite reich ausgebildet ist. Die Augen wie auch der Fuß des Reiters sind richtig vorhanden, seine erhobenen Hände haben drei Finger in Gestalt von eingestielten Linten. Das Pferd hat hier nun auch das Äuge an der richtigen Stelle. Seine Mähne und die Haare des Schwanzes sind angeudeitet, und auf der Brust trägt es auffällig und groß einen Achtfatern, auf dem hinteren Oberschenkel ebenso ein Hakenkreuz mit gebogenen Armen. Daß hier ohne Zweifel die Beachtung helschende Vorderseite gemeint ist, zeigt auch das Zackenband, das über die Umrahmung läuft und das auf der bei Behn und Kühn gebotenen Seite fehlt. Selbst bei einer flüchtigen Betrachtung des künstlerisch zwar sehr gut ausgewogenen aber im ganzen doch recht schlichten Stückes fällt der zeichenhafte Charakter der „Verzierung“ auf. Der nüchternste und besonnenste Beschauer muß zugeben, daß Achtfatern und Hakenkreuz hier mehr sind als einfacher Zierat; sie sind so herausgehoben, daß sie ohne weiteres in die Augen springen, sie sind überdeutlich, besonders wenn man sie mit den nur als Ornamente zu wertenden Kreisen, eingetieften Dreiecken, oder Punkten anderer Reiterscheiben vergleicht. Sie müssen hier gewollt und bewußt angebracht sein, und diese Annahme schließt weiterhin in sich, daß sie wohl auch sinnvoll auf dem Pferde stehn. Nun gibt es dazu noch einige Vergleichsstücke, die beweisen, daß wir es bei dem Mörläder Anhänger nicht mit einem absonderlichen und kuriosen Einzelfstück zu tun haben, daß seine Entstehung einer einmaligen „Baune“ oder einer eigenwilligen Erfindung des Schöpfers verdaucht. So trägt das Pferd einer solchen Durchbruchsscheibe von St. Nicolas-d'Arras (4), das ohne Reiter ist (Abb. 2), vorn einen allerdings undeutlichen dreiteiligen Knoten, hinten aber klar und auffällig einen vierteiligen Knoten, der auch später noch in dieser Form vorkommt und als Zauberknoten bezeichnet wird (5); sinnbildhafte Bedeutung ist auch hier sicher. Eine andere Reiterscheibe aus Einwy (6) zeichnet das Pferd auffällig durch ein gleicharmiges Kreuz aus (Abb. 2). Kleiner und unscheinbarer und deshalb hier weniger zu zählen ist das Kreuz auf einer Schnalle von Noire-Eruseilles (7), die in Durchbrucharbeit einen Reiter mit erhobenen Händen auf einem Pferd zeigt (Abb. 2). Unter diesen Greifenschnallen (sie haben nach Kühn (8) aus einem vogelköpfigen Kreisen zuerst ein gesfügtes Pferd und dann unter Mißverständen der Flügel daraus einen Reiter mit erhobenen Händen entwickelt) finden sich nun einige, bei denen das Tier auf dem Hinterschenkel ebenfalls ein deutliches sinnbildhaftes Zeichen hat; bei der Schnalle von Joches ist eine Art Knoten, bei der von Harmignies ein gleicharmiges Kreuz; am schönsten und nun auch ganz auffällig und eindeutig ist der Achtfatern (Hagelkugel) auf dem Pferd (Abb. 3) der Schnalle von La Balme (9). Auch die Langenreiterscheibe von Bräunlingen (10) gehört in diesen Kreis. Vor dem Fuß des Reiters befindet sich ein Kreis oder eine kugelige Erhöhung. Kühn (10) zieht zum Vergleich eine langobardische Scheibe von Stabio heran, die nicht nur hinter dem Fuß des Reiters sondern auch am Hals des Tieres, wenn man nach der Abbildung urteilen darf, Kreiszeichnungen aufweist. Überall tritt uns also der gleiche Sachverhalt, wenn auch im einzelnen in verschiedener Ausprägung, entgegen. Kühn hat in seinen beiden schon genannten Arbeiten, die das gesamte Material ausnutzen, in besonnener und überzeugender Weise dargelegt, wie hier zwar ein den Germanen fremdes

Motiv, der Greif, übernommen wird, wie aber sofort die Eingliederung in die volkseigenen Vorstellungen erfolgt, und wie ohne jeden Zweifel dem Motiv einheimischer Glaubensinhalt unterlegt wird. Schließlich werden die Stücke aus der Gedankenwelt der Germanen geschaffen und ausgestaltet, so daß der reitende Wodan deutlich zu erkennen ist. Den Sah: „Dass alle diese mehr dildhaften Schmuckstücke einen symbolischen Sinn hatten, ist zu offensichtlich, als daß man es zu betonen brauchte“ (11), schrieb er, ohne die Symbole auf den Schnallen und Scheiben besonders zu beachten und ohne Kenntnis des Mörstädter Stückes; er erfährt aber nur durch die hier gegebenen Ausführungen eine ganz sichere Bestätigung. Dass aber der Gott Wodan selbst und die mit ihm verknüpften Vorstellungen nicht der Ursprung dieser Darstellungen sind, wird klar, weil auf den älteren Schnallen von einem Reiter keine Spur zu erkennen ist und dennoch das Ross die Zeichen deutlich trägt. Es ist durch die auf ihm angebrachten Zeichen als heiliges Tier gekennzeichnet, es ist für sich allein von überweltlicher Macht erfüllt, es trägt erst später einen Reiter mit erhobenen Händen oder mit langer Lanze. Die drei Finger, die auch auf einer Scheibe von Seraucourt-le Grand (Abb. 12) und auf der von La Balme unter dem Kopf des Pferdes resthaft zu sehen sind, werden am Schluss noch ihre Erklärung finden.

Bevor wir nun noch näher an die Deutung des Pferdes herangehen, müssen wir das eigentümliche Nachleben dieses Pferdes und Reiters in der Volkskunst genauer verfolgen. Es ist zwar bekannt, wie häufig eine solche Reitergestalt, zumeist Schimmelreiter genannt, in allen Zeiten und Gegenden im Volksbrauch ist; außerordentlich erstaunlich und feist für den Kenner volkstümlicher Dauerüberlieferung überraschend aber ist es, daß der Anhänger von Mörstadt aus dem 7. Jahrhundert mehr als tausend Jahre später nur leicht gewandelt wiederkehrt.

Im Thüringer Museum zu Eisenach haben wir den Abguß einer Backform aus dem 18. Jahrhundert. Es handelt sich laut freundlicher Mitteilung des Museums um ein Gebäck der Weihnachtszeit. Dargestellt ist ein Reiter, der deutlich als Husar gekennzeichnet ist, auf einem galoppierenden Ross (Abb. 4). Die ganze Ausführung ist sehr einfach und kindlich, ja ungelenk und stief, aber nichtsdestoweniger für die Volkskunde außerordentlich wichtig. Die Blume unter dem Tier, die auch sonst, manchmal in Form eines richtigen Lebensbäumchens, vorkommt, sei nur erwähnt. Ebenso kann nur kurz auf das aus dem Pferd herauswachsende Tannenbäumchen hingewiesen werden, das ganz ähnlich in einem Zug eines norwegischen Märchens wiederkehrt. Karl von Spreß (12) führt an, wie hier ein Tannenbaum einem Pferd an Stelle einer Rippe eingefest wird und daß darauf aus dessen Rücken bis in den Himmel wächst. Das Tier selbst mit der merkwürdigen Streifung erinnert sehr an das Pferd der Schnalle von La Balme. Wichtig in unserem Zusammenhang sind vor allem die beiden großen Ränder, die auf dem Vorder- und Hinterschenkel des Pferdes zu sehen sind. Das vordere ist achtteilig, bzw. durch weitere Unterteilung 16teilig, das hintere 11- bzw. 22teilig. Es kann kein Zweifel sein, daß hier in diesen auffälligen Rändern mit Pferd und Reiter das gleiche Grundmotiv wie in der ein Jahrtausend älteren Mörstädter Zierscheide ein vollkommen unverändertes Nachleben bis an die Schwelle unserer Gegenwart hat. Und auch dies ist nicht ein Einzelfall. Das gleiche Thüringer Museum besitzt ein hölzernes Backmodell, auf dem ebenfalls ein Reiter zu sehen ist. Er ist modisch gekleidet und trägt einen Schlapphut, unter dem sein langes Haar hervorquillt. In der Hand hält er eine Fanfare, die er gerade zum Blasen ansetzt. Das hochbeinige Pferd trägt auf dem Hals und dem Hinterschenkel zwei blumenartige Rosetten. Die vordere ist vier-, die hintere fünfeilig (Abb. 5). Da das ganze seiner und künstlerischer in her Form ist und da die Rosetten im Gras des Bodens wiederkehren, könnte man das Stück nur ästhetisch werten. Dann würde man diese Rosetten nur als Zierat betrachten müssen. Die auffällige Größe der Rose auf dem hinteren Oberschenkel des Pferdes, insbesondere aber auch die hier gebotenen Vergleichsstücke aus der frühgeschichtlichen Zeit und bei eben genauer Husar legen die Deutung als Sinnbild nahe. Und selbst wenn diese Deutung bei dem Fanfareneiter einem Bäcker und auch dem Empfänger eines solchen Gebäcks schon vor mehr als 200 Jahren nicht mehr bewußt war, so gehört das Stück doch unzweifelhaft in die Reihe, die bis in die germanische Zeit zurückführt. Auch bei dem gebackenen Pferd aus Gossensäß (13) wird man



Abbildung 1. Foto: Curt Böller, Worms.

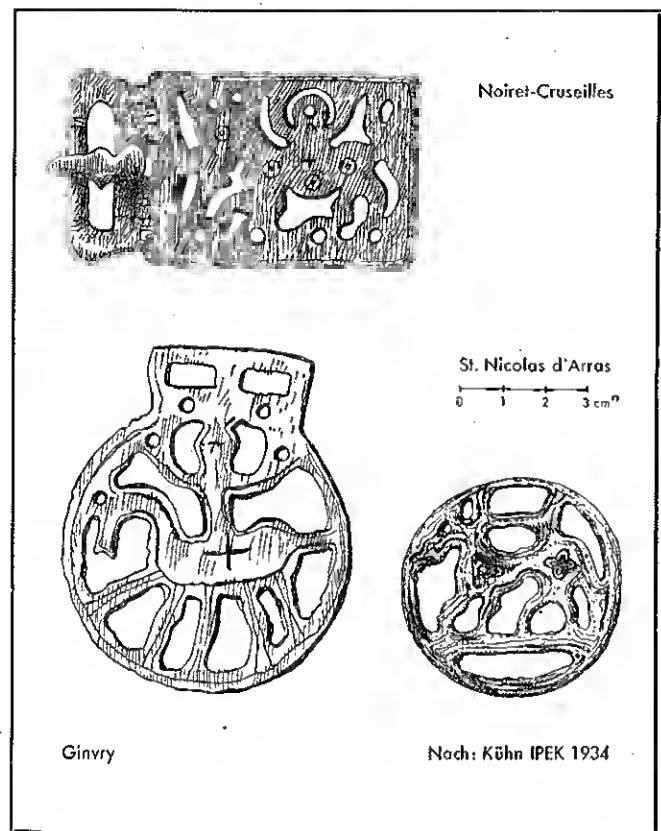
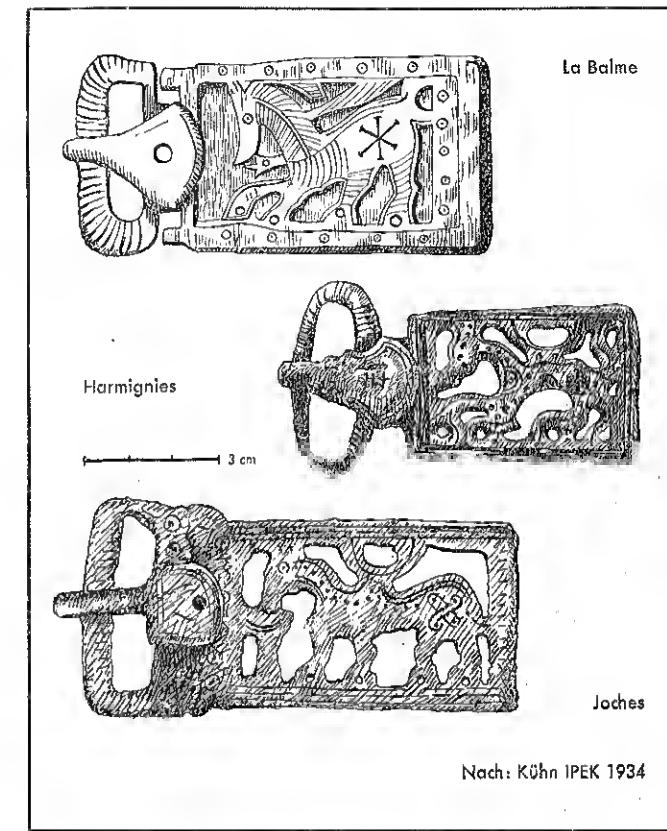


Abbildung 2.

Abbildung 3.



nur an Bezeichnung denken, aber ohne Zweifel hat die Brezel auf dem Vorderteil und die Spirale auf dem Hinterteil ursprünglich symbolische Bedeutung, so daß auch dieses Gebäck in unsere Kelche gehört. Allerdings ist wohl das Wissen um diese Bedeutung weitgehend abhanden gekommen. Dies sehen wir an einem Stück aus dem Niedersächsischen Museum zu Hannover, das in weissem Zuckerguß auf rotem Untergrund eine fünfstellige Blume auf dem hinteren Oberschenkel zeigt (Abb. 6). Wie bei den Schnallen der Frühzeit fehlt hier das zweite Zeichen auf dem Vorderteil. Beachtenswert ist das Lebensbäumchen unter dem Pferd. Meine Bezeichnung scheint auch das vierzehnige Rad eines Gebäckes aus Emmerich (14) zu sein; es ist klein und unscheinbar und verschwindet fast in dem Gitterwerk der reichen Pferdedecke. Immerhin ist der Gesamtinhalt des Gebäckes, der drachentötende Held mit dem eigenartlichen strahligen Kopfpus, in unserem Zusammenhang beachtenswert. Dass auch solche vereinfachte und unverstandene Gestaltungen ursprünglich das alte Motiv slaver enthielten, beweist eine Backform aus Emden, die O. v. Saborsky-Wahlstätten (15) veröffentlicht hat. Hier sind auf dem Vorderteil des Pferdes gleich drei Zeichen angebracht, ein sechzehniges Rad, ein gleicharmiges Kreuz und ein

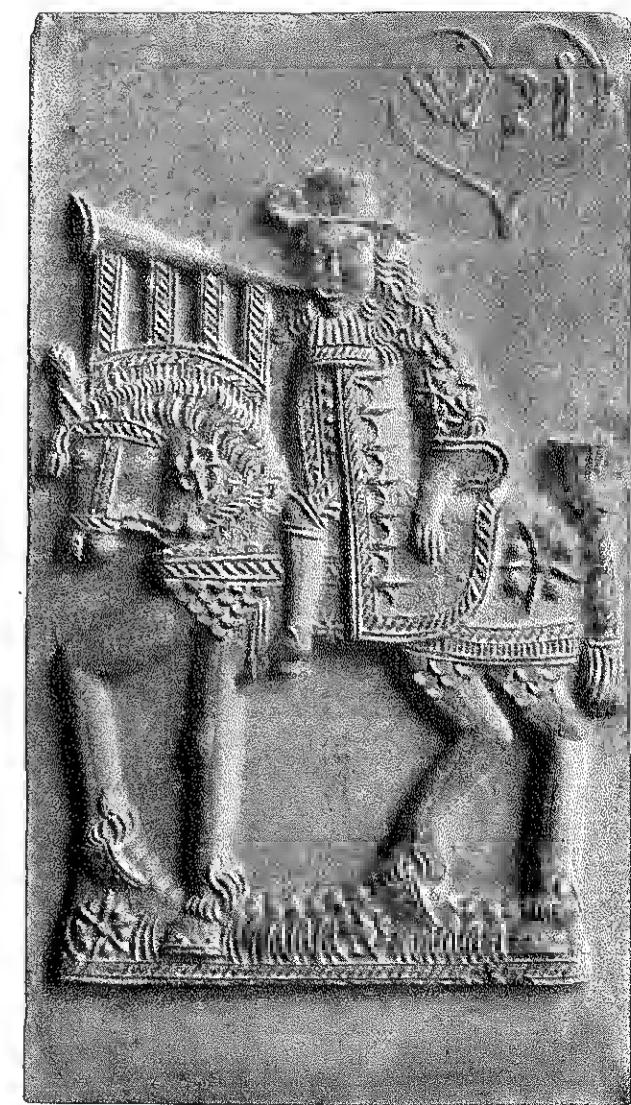
schlangenartiges Tier. Der Sinnbildcharakter ist hier unverkennbar, so daß auch diese Form sich als eine Fortsetzung des frühgeschichtlichen Grundzuges entfaltet. Dass aber nicht nur Schäfe, deren Beziehung zur Mittwinterzeit offenkundig ist, diese Sinnbilder erhalten haben, sondern auch andere Dinge, sofern nur ein Pferd dabei dargestellt ist, beweist zuerst ein Spielzeugpferd aus dem Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg (Abb. 7). Es ist ein Räderpferd aus Niedersachsen, so groß, daß ein Kind wirtschaftlich darauf reiten kann. Als Zeit seiner Entstehung wird das 16. Jahrhundert angenommen. Auf der Mähne des Tieres hat der Schnitzer deutlich ein vierzehniges Rad angebracht, das vielleicht auch als Achtstern zu deuten ist, da die Kreuzarme sich stark verbreitern! Auch auf einem achtspännigen Wagen im Münchener Nationalmuseum, einem in Berchtesgaden geschmiedeten Kinder Spielzeug, tragen alle Pferden auf dem Hinterteil einen Achtstern. Hier am Ende des 18. Jahrhunderts wirken diese blümchenartigen Sterne mehr als Zierat, zumal die dazu gehörige Schachtel ähnlich bemalt ist. Immerhin sind die Zeichen auf den Pferden an einer Stelle, wo ohne weiteres Blümchen nicht zu erwarten sind, deutlich und auffällig. Andersartig ist eine Backform aus dem Museum zu Lauterbach in Oberhessen (Abb. 8). Hier ist,



Abbildung 4. Backform 18. Jh. (?) Weihnachtsgebäck. Ritter, Lebensbaum, zwei Männer. 8 (16)-teilig 11 (22)-teilig. Thür. Museum, Eisenach.

scharf und nicht übersehbar, unter dem Pferd ein Sechsstern angebracht, der selbst wieder an seinen Enden kleine Wirbel hat. Der Gedanke an eine inhaltlose und nur ästhetisch zu wertende Flächenfüllung liegt zwar nahe, die Größe und Eigenart des Zeichens aber deutet darauf hin, daß bei und mit seiner Anbringung eine bestimmte Meinung zum Ausdruck gebracht werden sollte, daß es bedeutungsvoll und beziehungsreich unter dem Tier sich befindet, daß es also ein Sinnbild sein soll. Niemand wird angesichts der bisher begebrachten Belege zweifeln, daß dieses Sinnbild nicht für sich etwas bedeutet, sondern für die ganze Darstellung – den Ritter mit seinem Ross – Geltung haben soll. Eigentümlicherweise haben wir auch hier eine frühgeschichtliche Entsprechung. Der 1934 entdeckte Stein von Morsleben aus der Zeit nach 700 n. d. Jtw., der dem bekannten Hornhäuser Reiterstein ähnlich ist, zeigt unter einem pferdeartigen Tier ein erhaben eingemeißeltes Pentagramm (Abb. 9). So ungewiß die Darstellung im ganzen auch ist – weder das Pferd, noch der Ritter mit seinem Speer ist deutlich, wenn auch wohl zu vermuten –, so sicher ist das Pentagramm hier als Sinnbild und Heilszeichen ge-

Abb. 5. Hansaerreiter. Gebäck. Thüring. Museum Eisenach.



meint. Und wenn man christliche Einflüsse vermutet hat (16), so muß doch angesichts unserer Bilder, die uns sogleich auch noch weiter zurück in die Vorgeschichte leiten werden, gesagt werden, daß vielleicht das Zeichen selbst südlicher Herkunft sein mag, seine Anbringung aber durchaus eigenvölkischem germanischem Glauben entspricht. Ehe wir nun aber in die Vorgeschichte zurückgehen, sei noch auf ein Zwischenglied aufmerksam gemacht. Es handelt sich um den Bildteppich von Baldishol in Norwegen aus dem 12. Jahrhundert, von dem nur die beiden Monatsbilder April und Mai erhalten sind (17). Auf letzterem reitet ein Ritter mit



416



Abbildung 6 (nebenstehend links oben). Niedersächsisches Volkskundemuseum Hannover. Foto: Eugen Heuer, Hannover. — Abbildung 7 (nebenstehend links unten). Räderpferd (Kinderspielzeug) aus Niedersachsen 16. Jh. Radkreuz (oder Achtstern) auf der Mähne. Germanisches Nationalmuseum Nürnberg. Aufn.: Erstof Müller, Nürnberg. — Abbildung 8. Halsberlockform „Sechsstern“ unter dem Pferd des Wielbel. Museum Lauterbach (Oberhessen). Aufn.: Fr. van der Smissen.

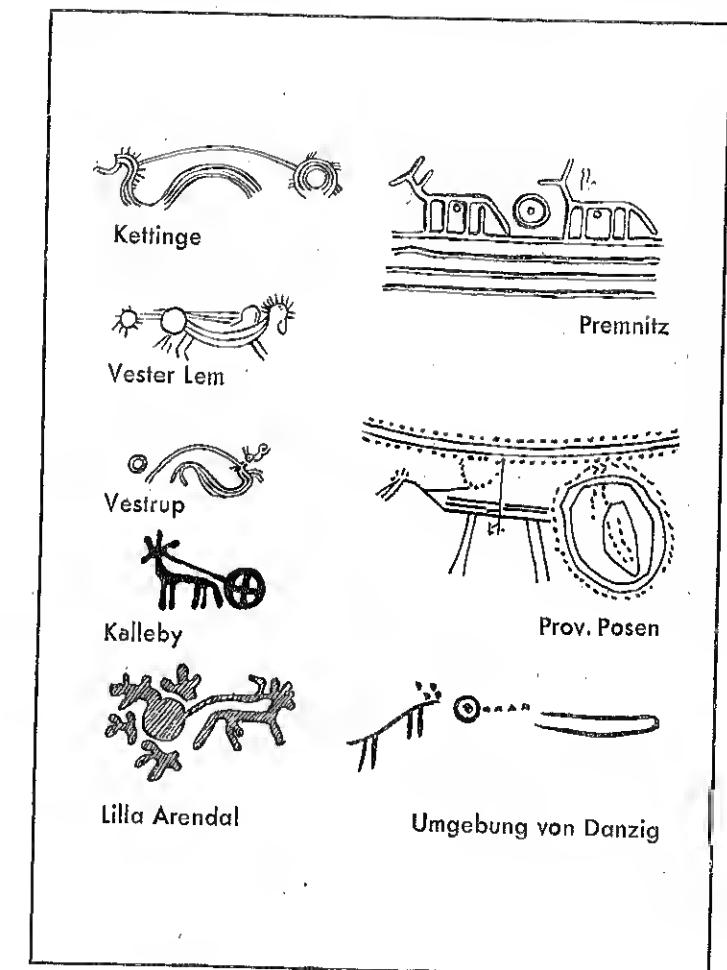
Sanze und Schild zum Turnier: Unter dem Pferd aber ist ein ziemlich großes vierseitiges Rad und zwischen den Hinterbeinen ein geteiltes Sechseck eingewirkt. Nun wird zwar von A. v. Jenny (17) gesagt, daß die Darstellungen ganz von französischen Vorlagen der hoch-romanischen Zeit abhängig sind, aber, ganz abgesehen von dem germanischen Einfluß in Frankreich, ist das Räderturnier mit all seinen Bräuchen, zumal wenn wir die höfliche Verbrennung wegdenken, ein Volksbrauch, in dem der Kampf des Maigräfes um seine Königin, lebhaftlich auch des Sonnenhelden mit den Wintergewalten seinen Ausdruck findet. Wir gehen also nicht fehl, wenn wir das vierseitige Rad unter dem Hengst des Ritters als ein zwar unverständlich gewordenes, aber in seinen Ursprüngen klares Sinnbildzeichen, als Sonnen-symbol ansehen.

417



Abbildung 9. Reiterstein von Mörseleben, Kr. Neuhausen-  
ber. Aufn.: Landesanstalt für  
Volksbildung, Halle/Saale.

Abbildung 10.



Hierzu gibt es nun noch eindeutige Beweise. Auf eisenzeitlichen Gesichtsurnen der germanischen Kultur an der unteren Weichsel sehen wir zweimal einen Kreis bei einem Pferd, einmal vor, einmal hinter dem Tier. Die Darstellungen sind als solche und vereinzelt betrachtet nicht einwandfrei deutbar und haben deshalb auch verschiedene Beurteilung erfahren. Seitdem aber Sprockhoff (18) sie als Endglieder einer langen Reihe einordnen konnte, die vom bekannten Trundholmer Sonnenwagen ihren Ausgang nimmt, ist ihre Deutung fast unzweifelhaft sicher. Sie stellen resthaft und – weil im Brauch nicht mehr vorhanden – nicht mehr verstanden die vom Pferd gezogene Sonnenscheibe dar. Dass die Verbindung zwischen Sonnenbild und Pferd nur ganz lose ist, finden wir schon auf der bronzezeitlichen Kanne von Prennitz (Abb. 10). Hier kann sogar die Scheibe als vor dem Pferd deutlich betrachtet werden, weil Tiere und Sonnenscheiben als Reihenornament um den Hals des Gefäßes gelegt sind.

Auf den schwedischen Gefässzügen der gleichen Zeit (vor 1000 v. d. Ztr.) von Kalleby und Lilla Arendal (Abb. 10) zieht das Tier einwandfrei die Scheibe, ebenso auf den dänischen Rastermessern von Kettinge und Vester Lem. (Der Kreis am Hinterteil des Pferdes ist ein kreisrundes Loch im Rastermesser; der kleinere Kreis, weiter zurück, durch Einlenken mit dem Hals des Pferdes verbunden, stellt aber die Sonnenscheibe mit ihren Strahlen dar.) Bei Vestrup ist die Verbindung ebenfalls nicht mehr vorhanden, allerdings noch angedeutet. Alter als alle diese Darstellungen und ihr für uns vollkommen deutbarer Ausgangspunkt ist der Sonnenwagen von Trundholm (Abb. 11). Er steht am Anfang dieser Reihe, von der Sprockhoff sagt: „Die dargelegte Ordnung der Funde ist wohl unumstößlich, ein innerer Zusammenhang zwischen den Zeichnungen in Abbruch des historischen Vorganges, der sich hier vollzieht, ebenfalls unabreislich.“

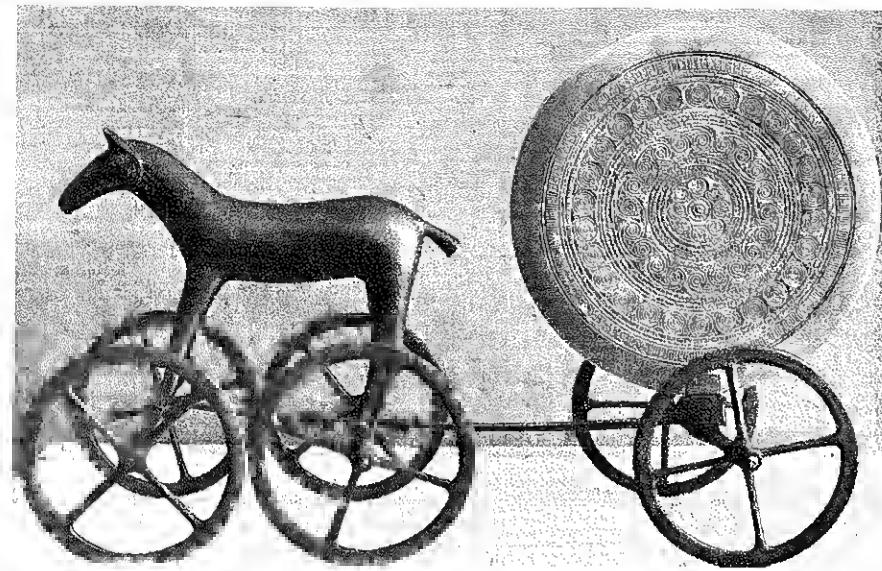
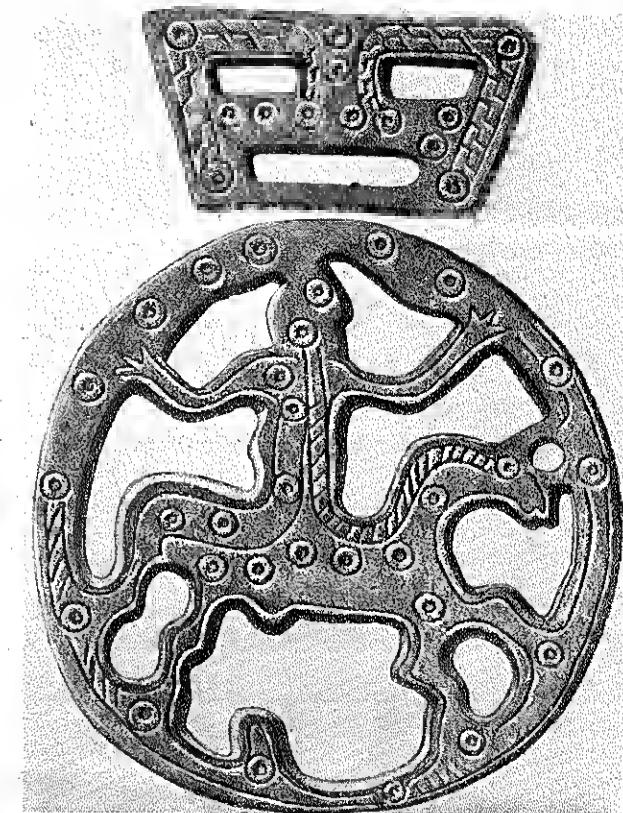


Abbildung 11. Der Sonnenwagen von Trundholm.

Aberblicken wir nun rückschauend noch einmal die Belege, so erscheint vor allem ihre lückenhafte und folgerichtige Aneinanderreihung wichtig. Am Beginn steht gut beurbar der Trundholmer Fund, dann folgen die späteren Rädermesser und Felsritzungen. Aber schon in der Eisenzeit ist die alte Vorstellung von der durch das Pferd gezogenen Sonnen Scheibe nicht mehr bekannt. Das SonnenSymbol wird frei, wenn auch die alten Zusammenhänge noch zu ahnen sind. Unter dem Pferd, aber ohne feste Verbindung mit ihm, bleibt dann das Symbol erhalten, über den Stein von Morsleben und den Teppich von Baldishol bis zur Backform von Lauterbach. Gleichlaufend aber geht eine andere Reihe. Hier kam das Sonnenzeichen auf das Pferd selbst, wohl einfach deshalb, weil man es als SonnenTier noch deutlich kannte und es als solches kennzeichnen wollte; wenn man auch, wie schon erwähnt, von einem Sonnenwagen und von einem Ziehen der Sonnen Scheibe nichts mehr wußte. Die Schnallen ab 500 n. d. Ztr. unb. ihr Fortleben im Kultgebäck (18. Jh. bis zur Gegenwart) sind hierfür Zeugen. Weiterhin kam dann zu dem Pferd der Reiter, etwa ab 600 n. d. Ztr., der selbst ohne Heilszeichen bleibt, weil diese sein Tier nach alter Überlieferung trägt, ber aber doch in seinen dreispringigen Händen einen Hinweis auf seine Bedeutung gibt. Dieses seltsame Merkmal, das wir bei Mörsstadt fanden und das besonders schön bei einer Scheibe von Seraucourt-le Grand (19) zu sehen ist, (Abb. 12) hat Gaerte ohne Kenntnis dieser beiden Stücke ausführlich auf Grund anderer Funde behandelt (20). Seine Belege gehen von Felsritzungen bis zu nordischen Brakteaten, d. h. von der Bronzezeit bis in die frühgeschichtliche Zeit (Der Stein von Anderlingen fehlt übrigens bei seinem Material). Er findet als sehr einleuchtende Deutung, daß die dreispringige Hand als Hand der Sonne aufzufassen ist. Wie sehr diese seine Lösung zu der hier gegebenen passt und wie sehr sie ihrerseits die unfreie flüstet, ist klar. Es kann somit mit großer Sicherheit gesagt werden, daß wir in dem Reiter und seinem Pferd den Sonnenhelden auf dem Sonnen Pferd zu erkennen haben und daß diese Vorstellung zum mindesten in der Zeit um 700 noch ganz lebendig war, was eine sich langsam entwickelnde und nebenhergehende Auffassung als

Abbildung 12. Reiterscheibe Seraucourt-le Grand (Frankreich) bei Saint-Étienne, Mône. Frauengrab. Röhn, IPEK 1938, Nr. 17, Tafel 43, Nr. 17 und S. 100.



reitender Wodan nicht ausschließt. Diese Deutung muß auch allbekannt und weit verbreitet gewesen sein, und die Verbindung von Ross und Sonnenzeichen bzw. von Reiter und Ross nebst Sonnenzeichen muß sehr fest gewesen sein, sonst hätte sie nicht im Volksbrauch ein derart langes und in allen Einzelheiten zähes Nachleben gehabt. Und wenn auch von dem alten Sinn in der mündlichen Überlieferung kaum mehr etwas erhalten ist, so ist doch die Sache selbst bei den Backformen so stetig geblieben, daß die enge innere Beziehung zu den vorgeschichtlichen Funden leicht festzustellen war und also die Vorgeschichte die Deutung eines heutigen Volksbrauchs einwandfrei ermöglichte.

(1) Altgermanische Kunst, 1927, Taf. 15/2. — (2) Die Reiterschelben der Völkerwanderungszeit, IPEK, 1938, Taf. 44/19. — (3) Volt und Scholle (Darmstadt) 1939, 209. — (4) Röhn, IPEK, 1938, Nr. 4. — (5) E. Jung, Germanische Götter und Helden, 1939, Abb. 192 und 195. — (6) Röhn, IPEK, 1938, Nr. 7. — (7) Ebenda Seite 107. — (8) Die germanischen Greifenschnallen der Völkerwanderungszeit, IPEK, 1934, 77—105. — (9) Ebenda Nr. 29, 35, 70. — (10) IPEK, 1938, Nr. 26, 28. — (11) Ebenda Seite 107. — (12) Deutsche Volkskunst, 2. Jg. 1940, 82. — (13) Germanien 1939, 460. — (14) Germanien 1938, Dezemberthibild. — (15) Urväter-Erbe in Deutscher Volkskunst, Abb. 428. — (16) W. Schulz bei Steinerth, Vorgeschichte der deutschen Stämme 1940, 471. — (17) A. v. Jassy, Der Kunst der Germanen im frühen Mittelalter, 1940, 62. — (18) Eine bronzezeitliche Kanne mit Sonnenwagendarstellung: Zeitschrift für Haus, Seger, Breslau 1934, 356—363. — (19) Röhn, IPEK, 1938, Nr. 17. — (20) Beiträge zur Sinnbildforschung, Königsberg 1938, 26—32 und 56—57.

## Siegfried Lehmann: Martinstag — 11. November

Bei der Christianisierung Germaniens wurde mancher alte Brauch von den Missionaren erst nach längerem Zögern übernommen, gewöhnlich erst, wenn nach ein oder mehreren Geschlechtersfolgen das Heldenische des betreffenden Brauches mit einem christlichen Mäntelchen sorgsam verbrämt worden war. So ist es auch der uralten Bauerngestalt ergangen, die nach ihrer Taufe und schließlichen Heiligspredigung den Namen „St. Martin“ erhalten hat. Dieser St. Martin soll nach kirchenamtlicher Lesung (Legende) fast genau vor 1600 Jahren, um 336, irgendwo im weiten Römischen Reich geboren sein. Es ist immerhin wissenswert und aufschlußreich, daß er zwar Soldat gewesen, aber im dritten Mannesalter von 34 Jahren einer pacifischen Anwandlung erlegen ist und das erste abendländische Kloster gegründet hat. Als späterer Bischof von Tours ist er uns wegen seiner Mantelteilung auch heute noch geläufig. Die humorliebenden Studenten haben ihm voller Verständnis sogar folgenden trefflich schönen Vers gewidmet: „St. Martin war ein milder Mann, frank gerne cercvisiam, und hat er kein pecuniam, so mußt er lassen tunicam!“ Die übergroße Beliebtheit dieses Heiligen gibt zu denken. Sagt doch selbst das „Wörterbuch der deutschen Volkskunde“ von Erich und Becht, daß am Martinstag das weltliche Brauchtum das kirchliche weit überwiege, ja daß sogar eine Reihe von Verbotsen den verschiedenen Bräuchen einschneidend Einhalt gebieten sollte. Nach allein nur also hinter diesem „sonderbaren Heiligen“ mehr stecken. Um das zu ergänzen, müssen wir uns einmal näher um den Fasttag (Termin) und um die einzelnen, an diesem Tage üblichen Sitten und Gebräuche kümmern.

Der 11. November ist Martinstag und liegt in der Mitte zwischen der Herbsttagundnachtgleiche und der Weihnacht. Genau ausgezählt ergeben sich zwischen Michaelstag als einem der Faststage um die Herbstgleiche bis zum Martinstag 44 Tage und ferner vom Martinstag bis zur Weihnacht ebenfalls 44 Tage. Es handelt sich also offensichtlich um einen sehr wichtigen Termin in der Herbstzeit. Wir wollen uns daran erinnern, daß der Kölner Karneval ebenfalls am „11. 11.“ seinen Anfang nimmt. Karneval ist bunter Mummenchanc zur Fastnachtszeit, die bis in den Februar hinein dauert. Dazu ist wiederum wichtig festzustellen und zu bedenken, daß der Martinstag ebenfalls vor der Weihnacht liegt, wie der Aschermittwoch hinter ihr. Allein aus diesen nüchtern festgestellten Abstandsbestimmung läßt sich die innere Berechtigung ermessen, mit der die Kölner an diesem Martinstag ihre Fastnachtszeit beginnen.

Was ist das nun für eine seltsame Zeit, die vom Martinstag und Aschermittwoch umschlossen ist und den Gesamtnamen Fastnachtszeit führt? Lassen sich alle diese Bräuche auf einen Hauptnennen bringen, in dem sich mehrere Einzelzüge überragend vereinen? Wir wollen es versuchen, indem wir ein bürgerliches Sprichwort voranstellen, das heißt: „Zu Fastnacht zieht der Bauer den Pfug aus dem Stall, zu Martini stellt er ihn wieder ein“, oder dasselbe nach Schöpfer Art kurz und bündig: „Zu Martini stellt ini.“ Das heißt mit anderen Worten, daß früher zwar mehr als heute) mit dem Martinstag das bürgerliche Wirtschaftsjahr seinen Abschluß fand. Zum letzten Male wurde das Vieh auf die Weide getrieben, nach dem nicht mehr; denn zu Martini beginnt der Winter. Im ganzen gesehen ist für das bürgerliche Gesinde die Jahresarbeit verrichtet, es kann seinen Brotherren wechseln, dem alten kündigen und in neue Dienste treten. Der Martinstag ist damit in vielen Gegenden zum sogenannten Ziehtag für das Gesinde geworden. Selbstverständlich verlangt solch ein Ziehtag einen guten Abschluß, schmaus, der auch von einem gehörigen Abschiedstrunk begleitet werden ist. An solchen durch die Verhältnisse bedingten Freß- und Saufstage, zu dem es, nach obrigkeitlichen und kirchlichen Verbotsen zu urteilen, gekommen sein muß, spielen undedingt ältere Bräuche mit hinein, die ohne Zweifel auf ernster, sogar wohl feierlicher Grundlage beruhen. Aus der Reihe voneinander unabhängiger, aber doch wohl irgendwie verwandter Bräuche ist zu schließen, daß in überlieferungstarften Zeiten „Abschiedsselern“ (In Anführungsstrichen gesetzt) stattgefunden



Abbildung 1. Martinsabend in der Altstadt von Düsseldorf. Aufnahme Brandenburger Museum Nordmark in Kiel.

haben, deren vorgeschriebener oder besser überlieferungsmäßiger Brauchtumsbestand etwa folgendermaßen ausgesehen haben mag:

1. ein Festessen mit einer ganz bestimmten Speisenfolge,
2. ein Erinnerungstrunk, der nach studentischen Sitten in ein „Vivat-Crescat-Floreat“ für den Scheidenden ausgeglichen hat und schließlich
3. ein Lichterfackelzug, wie er nach studentischem Brauchtum ebenfalls Scheidenden zur Ehre dargebracht worden ist.

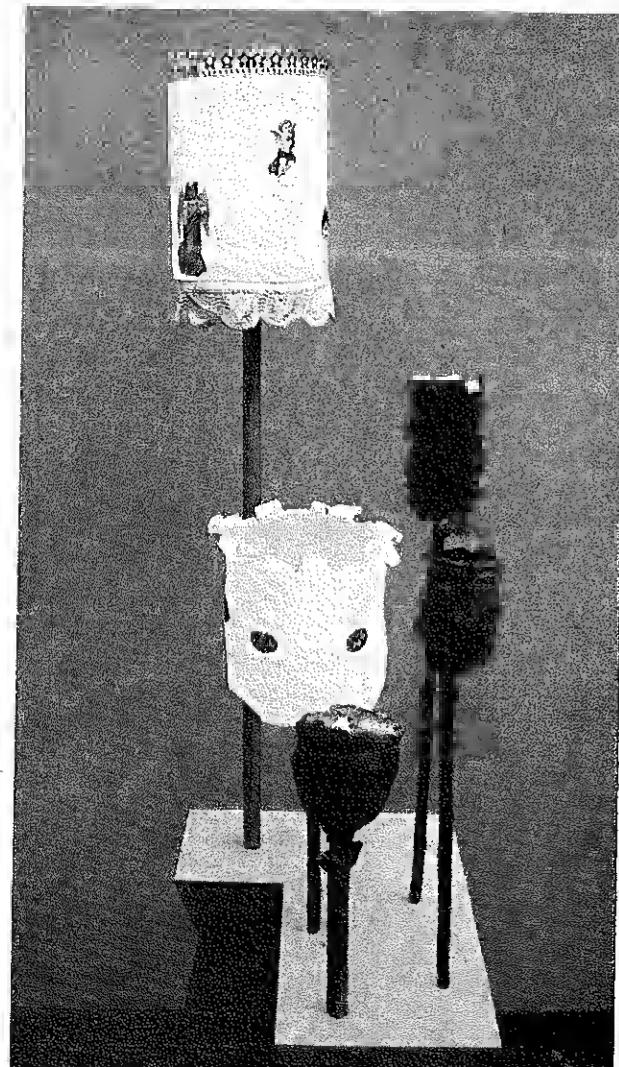


Abbildung 2. Martinlaternen aus Ostfriesland. Aus: Braunschuhmuseum Nordmark in Kiel.

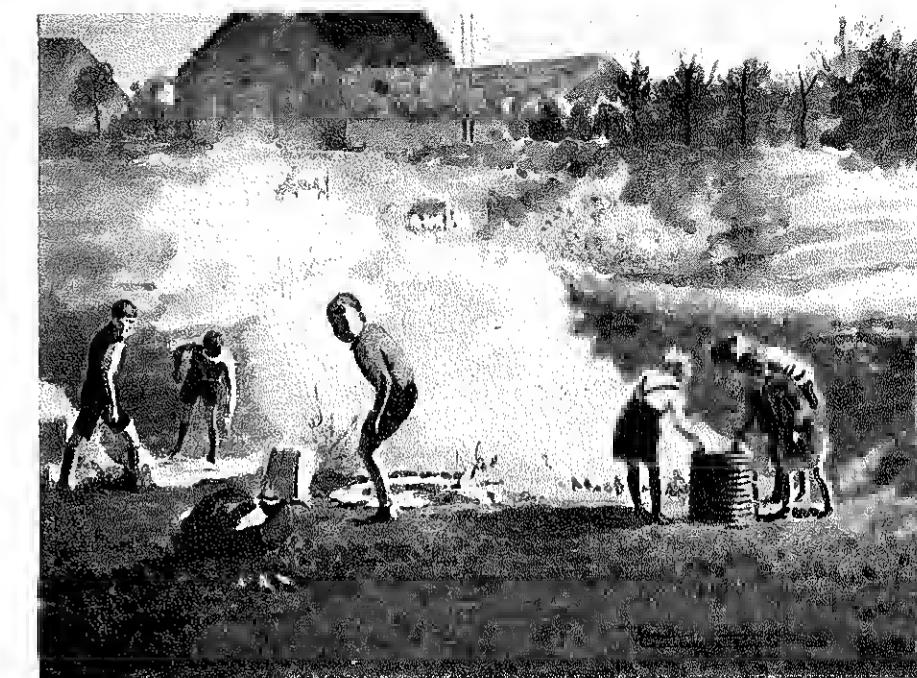


Abbildung 3. Martinssente in Elburg in Holland 1940. Aquarell nach einem Lichthibd aus der Nieuwe Rotterdamsche Courant, im Braunschuhmuseum Nordmark in Kiel.

Diese drei Brauchtumsformen scheinen Einzelheiten eines größeren Zusammenhangs zu sein – denn: in dieser Dreheit sind sie auch von der Kirche funktioniert worden, indem die Kirche ihre Heiligen mit der Beaufsichtigung über diese Bräuche beauftragte. Für diesen feinen Tag bekam der gute St. Martin das Aufpasseramt, oder im kirchlichen Sinne gesprochen, das „Patronat“. Er mußte also seine schützenden Fittiche über allerlei Heidnisches decken, das mit dieser alten Dreihheit zusammenhing. Da ist zum ersten der Schutz des bäuerlichen Viehzeuges. Um ihr Vieh vor Geuchen zu bewahren, erhielt im schweizerischen Bättis das Martinistandbild alle Frühjahre einen roten Mantel, so rot wie die Haude des Buntspechts, der einer der

Martinsvögel ist; während des Sommers schnitten dann die Alpenbauern Stück um Stück ab und verwendeten es zum Schutz ihres Viehs. Auch das Pferd empfahl man ihm zum Schutz vor den bösen Dämonen des Winters, die, wie Spamer berichtet, mit ungeheurem „Martinsgestampfe“ durch die Lüfte brausten und als riesige, feurige, drachenähnliche Spufler gestalten in dieser Nacht ihr Unwesen trieben. Als christlicher Schlimmfechter ist der Heilige Martin ihr großer Gegenspieler. Besonders aber nahm St. Martin folgendes Vieh unter seinen herrlich schönen, rauhen Pelz, der ihm im Altenannischen vor allem den Namen „Pelzmärkte“ eingebracht hat: Die Gans und das Schwein. Das hinderte jedoch die Bauern nicht, die satt-triefende Gans sogleich am Namenstag wohl zubereitet zu verzehren, während das Schwein Stückweise bis Ende der Fasenächte, bis Lichtenfest, ausreichen mußte, getreu der alten Bauernregel: „Um Martini schlachtet der Bauer das Schwein, um Lichtenfest muß es gegeessen sein.“ Ob dieser Eigenschaft hörte der Heilige auch auf den Namen „Speckmärkte“.

St. Martin mußte aber zweitens seine schützenden Fittiche auch über den edlen Rebensaft, den Wein, decken. Auch ihm schreibt man ein Weinwunder zu und übt ihm zu Ehren in vielerlei Form den „Martinstrunk“, der uns aus älterlichen Urkunden, etwa des Domstifts Würzburg, als eine Sonderform des Minnetrinkens, aus dem Elsaß des 14. Jahrhunderts als ein „Martinslobtrinken“ überliefert worden ist. Das hohe Alter des Martinstrinkens beleuchtet die volkstümliche Redensart: „Vom Rausch am Martinstag würde der Mensch schön und stark.“ Erinnern wir uns hier, daß in der entsprechenden Zeit im Frühling, wenn die Sonne sich am Himmel wieder aufwärts schraubt, Wasser, besonders Quellwasser ebenfalls „Schönheit und Stärke“ geben; das Osterwasser ist folglich ein „Schönheitswässerchen“! Mit Martini

**Martinslieder  
aus Schleswig-Holstein.**

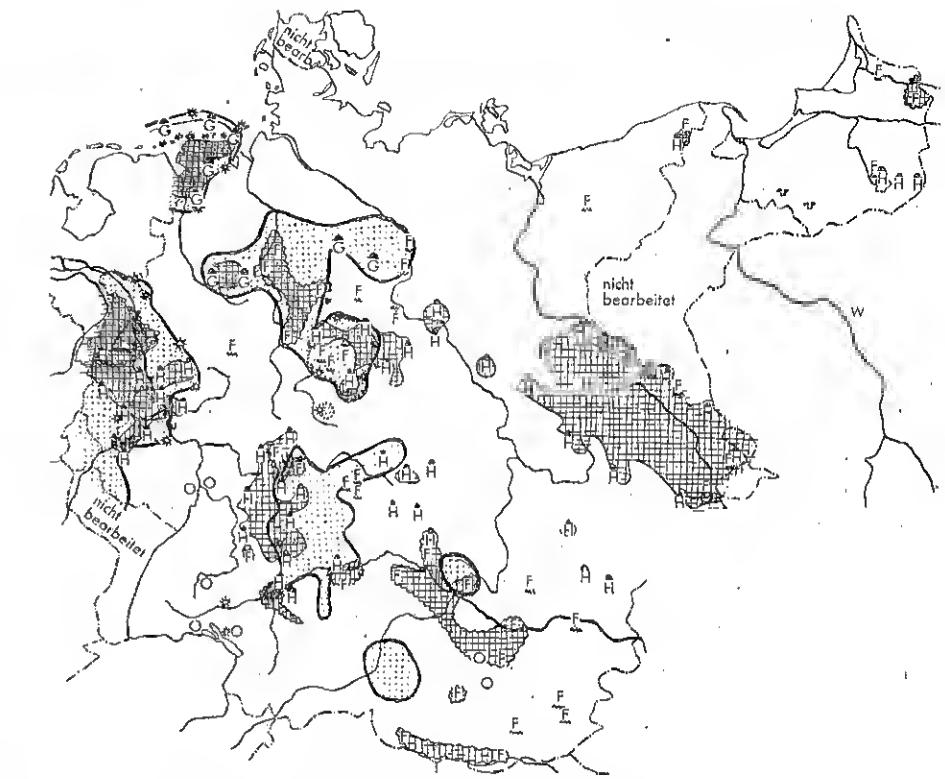
**Frederikstadt a./E.:**

Madden, Madden hülken  
en rooden rülken  
en rooden röthchen an,  
dat weet men al Madden man.  
Madden, Madden gäschtn,  
si al o la böckhn.  
Hier en stoe, daer en stoe,  
op jede stoe en küschn  
un doce en pannkach zwischn.

**Lunden:**

Madden, Madden hülken,  
si al o la böckhn;  
hier en stoe un daer en stoe,  
op jeder stoe en küschen  
un daer en hülken zwischn.  
Madden, Madden, gäschtn,  
si nich all o böckhn.  
Min ull Madden wer en man,  
hat en rodes röthchen an,  
dat weet min ull Madden man.  
Madden, Madden haet en ko,  
de hem Altechlgeln is,  
wer al seit und wer al mager,  
dat wer min ull Madden swager.  
Schall'k man 'n snupp Hölz?

Abbildung 4. Martinslieder aus der Nordmark. Tafel im Brand-  
schutzmuseum in Kiel.



U m j a g e a m M a r t i n s t a g (11. 11.): Angaben für das ostelbische Deutschland fehlen!  
nach Atlas d. dt. Volkskunde, Karte: a+b

- allgemein am 11. November (auch 9., 10.)
- Laternenumzüge der Kinder am 11. 11. („Laternen, Laternen, Sonne, Mond und Sterne...“)
- Gebäck am Martinstag (11. 11.): Angaben nach Atlas d. dt. Volkskde., Karte: 39
- Im Backofen gebaderter C und A: Gewürzknödelteig, H: Weizenbrotteig
- In der Pfanne gebaderes (nur unterhalb Köln wahr) Im Topf gebaderes (w vereinzelt in Ostpreußen, sonst nur unterh. Koblenz)
- In flüssigem Zett gebaderes.

Erfasst ist das Reichsgebiet vor 1939.

mussten auch in früheren Zeiten die Weinlesen und vor allem das Kellern abgeschlossen sein. Die Weingärtner von Weinsberg tranken dann den sogenannten „Märtelein“, um an gute Ernte im nächsten Jahr glauben zu können. Auch das berühmte Heidelberger Fas ist erstmalig am Martinstag des Jahres 1752 zu Ehren des genannten Heiligen auf Geheiß des Kurfürsten Karl Theodor mit Wein gefüllt worden. Der Martinstag zeigt sich in dieser kurzen Zusammenstellung als ein besonderer Lostag. Zum Dritten und Letzten begleiteten den Martinstag auch durch große Teile Deutschlands, durch Flämisch und Holland die Martinsfeuer und Laternenumzüge mit den vermuunten, verrosten und verlarvten Gestalten, vor allem aus den Kreisen der Kinder und Jugendlichen.

Spanier berichtet an dieser Stelle von einem vorchristlichen Abwehrzauber, der sich hier im ländlichen Treiben erhalten hätte – wir aber wollen diese Feuer zu Beginn der Fasenächte keineswegs als etwas Negatives innerhalb unserer Volksbräuche auffassen, sondern in ihnen lieber das Bejahende sehen, das sich besonders deutlich in der alten Bauernregel ausdrückt: „Soviel Sterne man am Martinstag zählen kann, soviel Wein bringt das nächste Jahr ein.“ Für den, der unsere Bräuche in ihrer Lebendigkeit zu deuten weiß, ist es doch vielsagend, wenn es die letzten Hochzeiter, die Jungstvermählten, sein müssen, die das Martinsfeuer in Brand setzen.

Das überaus reiche Brauchtum, das am Martinstag in allen Landschaften gepflegt worden ist und großenteils noch gepflegt wird, darf immer nur als eine Bestimmung zum schicksalhaften Ablauf allen Geschehens betrachtet werden. Man sieht dieses unveränderbare Schicksal im Ablauf des Jahreswechsels und zugleich im Ablauf des Menschenlebens sich auswirken und erkennt es an, aber nicht etwa hinnehmend, duldet, sondern stolz und aufrechten Mutes, weil man bis ins innerste Herz hinein von der gesetzmäßigen Ordnung aller Dinge überzeugt ist, und weil man jenes unbeschreiblich Hohe, Göttliche darin empfindet. Man weiß aus einer geschlechterlangen Erfahrung, daß aus einer eisigkalten, winterlichen Todesstarre nie und nimmer

mer wieder lebendiges Leben ersteheu kann; zu solcher Meinung könnte es höchstens in mittelmeischen Ländern kommen, wo nach einem kalten Winter im schroffen Wechsel ein kurzer Frühling in den Zauber eines farbenprächtigen Sommers hinübergreift. Man weiß hierzulande vielmehr nur zu gut, daß lebendiges Leben stets als ein Keim schon da ist und da sein muß, lange bevor das Alte ins Grab sinkt. Dieser Claude ist unerschütterlich und klingt nicht nur durch alle Märchen und Lieder hindurch, sondern auch durch alle Sitten und Gedächtnisse unseres deutschen Volkes. Es ist nicht anders, als die Naturbeobachtung uns lehrt: Kein herbstlich buntes Blatt löst sich vom Ast und fällt kreisend zu Boden, wenn nicht eine zarte Knospe drängend dahinter hervorsprechen möchte. Wer dieses Schauspiel am herbstlichen Strauch erlebt und ihm nachgesessen hat, der wird auch jene Lebendigen verstehen können, die am Martinstag jeder ein Obstbaumkeim in die warme Stube tragen und fest daran glauben, daß die beiden Reiser zur Weihnacht aufzuhüten werden und ihnen so das Wunder zarter Liebe künden.

Eine tiefe Sinnbedeutung hat dem Martinstag und allen seinen Bräuchen zugrunde gelegen, als es noch unverfälscht in seiner großartigen Dreizahl hat gefeiert werden können. Im Kreislauf der Jahresfeste hatte man einen guten Monat vorher das Erntedankfest im Vollmondfeuer aller Lebensfreude laut und ausgelassen gefeiert. Mit den kürzer werdenden Tagen war man stiller geworden, hatte auf das wechselvolle Geschehen des Jahres zurückgeschaut und schließlich am Allerseelentag oder am Totensonntag den toten Ahnen und den für das Vaterland gefallenen Söhnen Stunden des Gedenkens und des Gedächtnisses geweiht – wie aber nach einem Leichenbegängnis der Marschzirkel der jungen Mannschaft wieder straff und froh wird, genau so hob man auch am Martinstage zum ersten Male den Blick wieder voraus in die Zukunft des neuen Jahres und holte sich den Fackelschein der lodernenden Martinfeuer in die immer dunkler werdende Stube hinein. Mit dieser ersten, lichterfüllten Zuversicht ging man in die beginnende, dunkle Winterzeit hinein und vertraute auf den Sieg des kommenden Frühlings!

### Otto Uebel: Heilige Berge im Elsaß

**S**herrschte früher in der Vorgeschichtsforschung die Auffassung von der Überlegenheit der keltischen und römischen Kultur im süddeutschen Raum überhaupt, so war dies im besonderen der Fall für das römisch besetzte Gebiet am Oberrhein; ja das linkerheinische Gebiet, die Pfalz und das Elsaß, wurde ausschließlich unter keltisch-römischen Gesichtspunkten betrachtet. Der Durchbruch der neuen völkischen Vorgeschichtsforschung in Deutschland konnte sich auf das Elsaß unter der französischen Herrschaft nicht auswirken. Römische Erkundungen, besonders Grabungen, wurden nicht durchgeführt; die Arbeiten beschäftigten sich mit den „époques celtique et galloromaine“. Man übersah die immerhin seit Cäsar bekannte Tatsache, daß das Elsaß germanisch besiedelt worden war, ehe Cäsar überhaupt nach Gallien kam. Denn schon um das Jahr 100 v. Chr. drangen ländischende Siedler über den Rhein, nicht nur in das Elsaß, sondern auch in die Gebiete jenseits des Basgenwaldes bis in das obere Rhone- und Saonegebiet. Man übernahm auch, daß die Tatsache der germanischen Besiedlung dieser Gebiete von den Römern selbst trotz der Besiegung Arianus und der Verschiebung der römischen Reichsgrenze an den Rhein anerkannt worden war: die Gebiete westlich des Oberrheins wurden „Germania superior“ genannt; „Germania inferior“ hieß der nördliche Teil des östlichen Galliens von der Eifel (Bingenbach) bis zur Nordsee. Nach den römischen Quellen saßen westlich des Oberrheins die Wangionen, mit Worms als Vorort; südlich von diesen saßen die Nemeten, um Speyer; im unteren Elsaß folgten die Tirokoker, mit Breucomagus, dem heutigen Brumath, nördlich Straßburg, als Mittelpunkt.

Freilich scheinen schon zur Zeit des Tacitus, also kaum 150 Jahre später, diese Germanen in der keltisch-römischen Mischbevölkerung des Oberrheins aufgegangen zu sein.

Der zweite germanische Vorstoß aber macht das Elsaß endgültig germanisch: der schwedische Stamm der Alemannen durchbricht im 3. Jahrhundert den römischen Limes und läßt sich, nachdem er erst das Gebiet östlich des Oberrheins bis zur oberen Donau besetzt hat, nach 400 auch westlich des Rheins bis zum Basgenwald und zur oberen Saar nieder.

Zwei Berge sind es, denen schon vom wehrmäßigen Gesichtspunkt aus eine besondere Bedeutung zukommt, indem sie die Echtpeller der Germanenherren gegen die Kelten darstellen, die wir aber zugleich als die zwei Heiligtümer der Germanen im Elsaß ansprechen können: es ist der Odilienberg und die Donne.

Der Odilienberg, den am eingehendsten, freilich fast nur im Hinblick auf keltisch-römisches Al. Forrer untersucht hat, stellt das größte und besterhaltene vorgeschichtliche Bauwerk auf deutschem Boden dar. Den Gipfel oder besser: die Hochfläche des 762 Meter hohen, die ganze Ebene beherrschenden Berges umzieht ein riesiger, sich dem Gelände anpassender Ringwall, dessen gewaltiges Manierwerk noch heute weitgehend erhalten ist. Der Berg dürfte schon in ur-nordischer Zeit eine besondere Rolle gespielt haben; denn unter den Fundgegenständen befinden sich auch jungsteinzeitliche Tonkeramiken und Waffen, die dem Michelberger Kreis zugehören. Mehr läßt sich jedoch erst aus altgermanischer Zeit, d. h. aus der keltischen Latenezeit sagen. Man setzt die Entstehung des eine Fläche von über 100 Hektar umfassenden Ringwalles in die Zeit zwischen 500 und 250 v. Chr. Der Wall bestand aus einer durchgehenden 1½-2 Meter breiten und stellenweise noch heute bis 3½ Meter hohen Trockenmauer, deren Quadern durch „Schwalbenschwänze“ verbunden waren; außer längeren Strecken der über 10 Kilometer langen Ringmauer selbst sind einzelne Tore sowie die Straßen, die auf sie zuführten, noch heute festzustellen. Die Wallburg selbst war durch zwei Quermauern in drei Teile geteilt, aus deren mittlerem sich der nach Nordosten vorspringende Gipfel erhebt; dort entspringt auch die größte der drei Quellen des Berges.

Dort wo heute das Kloster steht, war einst ein Steinkreis, an dessen Stelle, wohl in der Römerzeit, ein Tempel aus sechs mächtigen Steinsäulen errichtet wurde; wie Forrer wohl mit Recht vermutet, befand sich hier ein Steinkreis in der Art der Großsteinkreishiligtümer, wie ihn noch Stonehenge zeigt. Etwas westlich davon, unterhalb der Plattform des Berges, auf der heutigen „Großmatt“ fand Forrer eine Steinsiedlungsanlage von nur 1,30 Meter Durchmesser, die aus einer Unmenge von kleinen Steinen zusammengesetzt, ein winziges „Stonehenge“ bildete. (Einen Wiederherstellungsversuch bringt Forrer in seinem „Reallexikon“.)

Die zuvor wohl den keltischen Mebimatirern beim Germanenfürstum als Giebburg dienende Felsenfest wurde die Gauburg der germanischen Tirokoker. Dass sie damit zugleich das Stammschrein dieses germanischen Volksstamms wurde, ist nicht nur deshalb anzunehmen, weil wohl alle germanischen Wallburgen zugleich Heiligtümer umschlossen, sondern auch aus dem Umstand zu folgern, daß auch die Römer auf dem Berg den oben erwähnten Tempel dem Jupiter Maximus weihten. Jupiter Maximus ist aber in den römischen Provinzen nur die römische Bezeichnung für den obersten Gott überhaupt: in dem keltisch-germanischen Gebiet bezeichnet Jupiter den keltischen Hauptgott Bisucus bzw. den germanischen Bodan; statt Bodan kann aber auch je nach dem Volksstamm Donar oder Ziu gemeint sein. Ziu wäre in unfern Fall auch deshalb möglich, weil die Sveben allgemein als Ziu-Berehrer gelten. Vielleicht aber war der Berg, d. h. seine einzelnen Gipfel mehreren Göttern geweiht, wie sich auch sonst, besonders in Westdeutschland, häufig Heiligtümer für zwei oder drei Gottheiten in einem oder dicht beieinander finden.

Ahnlich liegen die Dinge nach dem zweiten germanischen, dem alemannischen Vorstoß. Wir sind, solange keine eindeutigen Funde vorliegen, im einzelnen ganz auf Vermutungen angewiesen. Jedenfalls wurde der Odilienberg der heilige Berg der Elsaßalemannen. Einen besonders deutlichen Beweis für die Heiligkeit des Berges in germanischer Zeit aber liefert das Verhältnis der Kirche. Es wurden nämlich, wie auch sonst oft, von der Kirche gleich beide Fahrten, das der Heiligung (im christlichen Sinne) und das der Befreiung angewandt: einer-



Abbildung 1. Der Odilienberg, Heldenmauer und Kloster. Aufnahme Braun.



Abbildung 2. „Rekonstruierter“ Tempel auf der Hohen Donne. Aufnahme Braun.

seits wurde auf der obersten Plattform des Gebirgsstocks ein Kloster errichtet, andererseits wurde der Platz, wo sich vermutlich das germanische Heiligtum befand, verteufelt. Die Wahl der Heiligen ist dabei ausschließlich: das Kloster wird der Jungfrau Maria und dem Heiligen Petrus geweiht. Nur ist aber Maria als „Gottesmutter“ und „Himmelskönigin“ Nachfolgerin der höchsten „heidnischen“ weiblichen Himmelsgottheit, bei den Römern der Juno oder der Diana, bei den Germanen der Frīja, Frīka oder wie immer die Gemahlin des obersten Gottes genannt wurde; Petrus ist bekanntlich meist der Nachfolger Donars. Auch die Wallfahrten, die schon seit Urzeiten auf diesen heiligen Berg und zu seinen heiligen Quellen gingen, werden von der Kirche übernommen und bis heute fortgesetzt; die besondere Berg- und Quellenheilige wird St. Odilia. Mit dieser aber hat es eine eigene Bewandtnis. Die Kirche kennt ursprünglich keine Quellenverehrung; noch in den berüchtigten Capitularien Kaiser Karls ist diese unter Todesstrafe gestellt. Da man aber die alte Anschauung und den mit ihr verbundenen Brauch nicht ausrotten konnte, ließ man „anbeten, was man vorher verbrannt“ hatte. Wenn die katholische Legende von Odilia, der angeblichen Gründerin des Klosters, erzählt, sie sei eine Tochter des Alemannenherzogs Eticho gewesen und habe sich ihres christlichen Glaubens wegen verfolgt, auf einen Berg – der schon vorher ein heiliger Berg war! – zurückgezogen, so sehen wir hier dieselbe Legende auftauchen, wie sie auch im Badischen von Odiliuskapellen, anderorts von Walpurgis- und Nibelungkapellen erzählt wird. „Wohin Odilia bei ihrer heiligen Ausreise ging, entsprang zu ihren Füßen der heilkräftige Brunnen“, sagt J. M. B. Clauß in seinem Buch „Die Heiligen des Elsaß“. Die natürliche Heilkraft der Quelle wird zu einem übernatürlichen Wunder.

Auf dem „Hexenplatz“ finden sich außer natürlichen Steinbecken auch künstlich angelegte Steintriben sowie einige Vertiefungen im Fels, die man als Schalensteine angesprochen hat. Doch läßt sich Bestimmtes hier noch nicht sagen. Wahrscheinlich haben wir hier, nicht auf dem

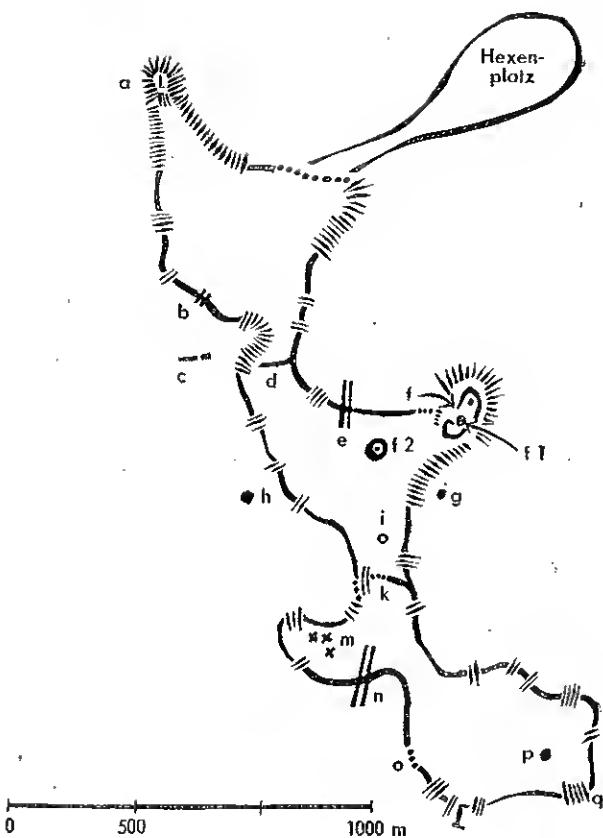
alten Tempelplatz, das germanische Heiligtum zu suchen (s. auch unten). An den „Hexenplatz“ knüpft auch die Sage vom Wilden Jäger an: ein weiterer Beweis für die Heiligkeit des Ortes in vorchristlicher Zeit. Nach einer andern Überlieferung sei kurz Erwähnung getan: von der nördlich des Klosters errichteten Engels- oder Hängenden Kapelle sagt der Volksglaube: wenn ein Mädchen neunmal die Runde um die Kapelle macht, bekommt sie noch in demselben Jahr einen Mann.

Es ist anzunehmen, daß das germanische Heiligtum auf dem Odilienberg geortet war. Doch konnte ich, von dem jetzigen Kloster ausgehend, eine solche Ortung nicht feststellen. Dagegen ergeben sich möglicherweise von einem bestimmten Punkt des „Hexenplatzes“ aus Ortungslinien, die mir jedoch noch nicht genügend gesichert erscheinen, um mehr als diese Vermutung auszusprechen.

Aus der späteren Zeit sei noch vermerkt, daß der befestigte Gipfel, die „Hochburg“, im 7. Jahrhundert in merowingischen Besitz kommt; eine Quelle des 8. Jahrhunderts nennt sie „Altitona“. Außerhalb des Nördertors, nach Südwesten zu, wurden außer Gräbern aus der Landnahmezeit auch solche aus der Merowingerzeit gefunden. Das angeblich im 7. Jahrhundert gegründete Kloster wird, an Stelle der Hochburg, wahrscheinlich unter Kaiser Karl I. errichtet. Unter Kaiser Friedrich Barbarossa lebte in dem Kloster eine der berühmtesten Frauen des Mittelalters, die recht weitlich gesuchte Herrad von Landsberg, die dort oben ihren kostlichen „Hortus deliciarum“ versah.

Der zweitbedeutendste heilige Berg des Elsaß ist die Hohe Donne, die meist leider nur unter dem französischen Namen Donon bekannt ist. Schon ihr Name, der auf das keltische *dun* (= Saun) zurückgeht, verrät uns, daß wir es auch hier ursprünglich mit einer keltischen Wallburg zu tun haben, und tatsächlich umzieht den Berggipfel ein aus keltischer Zeit stammender Ringwall. Die Donne übertragt den Odilienberg noch um über 200 Meter; sie bildet zu ihm

Abbildung 3. Die Ringwallanlage auf dem Odilienberg. ████ Ringwall,  
 a Hagelchloß  
 b Tor mit Pfosten  
 c Schloß Dreistein  
 d nördl. Quermauer  
 e Eingang der Römerstraße von Alevort  
 f Kloster Odilienberg  
 f1 ehem. Steinkeiltempel  
 f2 ehem. Kleiner Steinkeil  
 g sog. Odilienquelle  
 h Quelle, sog. Badstube  
 i sog. Johannisquelle  
 k südl. Quermauer  
 l Eingang der großen Straße  
 m vorgeschichtl. Gräber  
 n Eingang der Barer Römerstraße  
 o sog. Drudenhöhlen  
 p sog. Heldenbrunnen  
 q Mäuerelstein



infosfern ein Gegenstück, als sie auf der Wasserscheide des mittleren Wasgenwaldes auch nach „Gallien“ hineinblickt.

Als keltische Bergfeste gehört auch die Donne in die Reihe der vielen keltischen „oppida“, von denen Cäsar in seinem „Gallischen Krieg“ berichtet. Auch auf der Donne befand sich schon vor der Römerzeit ein Heiligtum der Kelten, dann der keltisch-germanischen Mischbevölkerung, eine Annahme, die wiederum erhärtet wird durch die Tatsache, daß die Römer ebenfalls dort ein Heiligtum errichteten und zwar einen Merkurtempel, aus dessen Trümmern man im 19. Jahrhundert einen römischen Tempel „rekonstruierte“, wie Forrer mit Recht in „“ schreibt. In diesem wurde, nachdem die meisten Funde leider schon zuvor in alle Winde zerstreut waren, ein kleiner „Musée“ mit den restlichen Funden errichtet. Ein in den Bergfelsen gehauenes, langgrundes Flachbild zeigt einen Eber (oder Stier?) und einen Löwen (oder Hund?) und die noch nicht befriedigend gedeutete Unterschrift BELLICO VS SVRBVR. Im Hinblick auf ein Steinbildwerk von Schenhausen im Hundsrück, wo ein Eber als heiliges Tier des Waldgottes der ursprünglich germanischen, aber zu jener Zeit bereits verkeilten Treverer erscheint, könnte man auch das Flachbild auf der Donne in diesem Sinne deuten. Vielleicht weist das Bild-

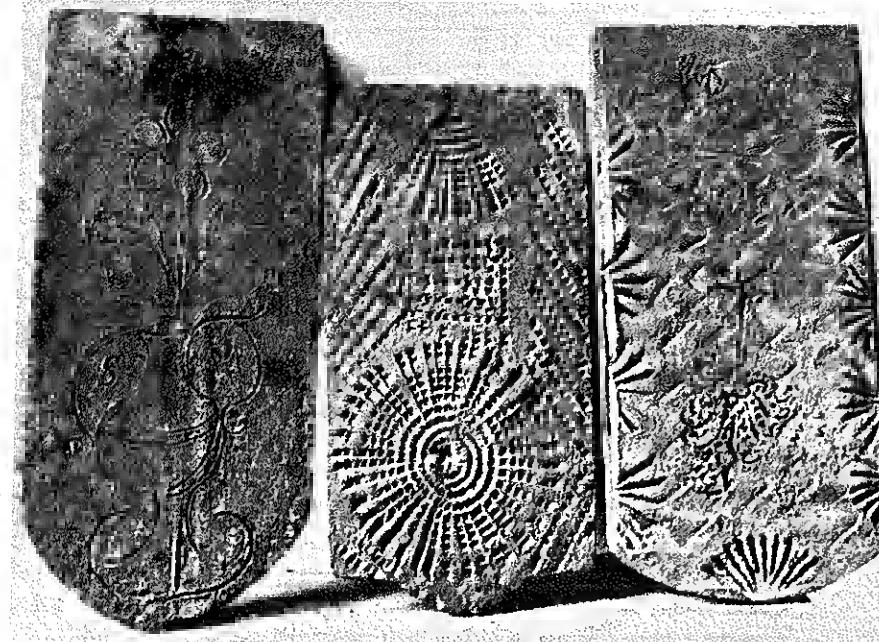
werk auf den „Deus Vosegus“, wie ihn eine römische Weiheinschrift auf einem verlorengegangen Stein bezeichnet. Die Inschrift ist uns überliefert durch J. D. Schöpflin in seiner „Alsatia illustrata“ vom Jahre 1751, die ihrerseits wieder auf der Darstellung des Abtes von Moyenmoutier Hyacinthe Allot v. J. 1692 fußt. Ob sich hinter dem deus Vosegus der keltische Hauptgott Visucius verbirgt, wissen wir nicht. Der „Wasgaugott“ ist jedenfalls das Gegenstück zu der rechtsrheinischen Schwarzwaldgöttin, der „Diana Abnoba“, die uns schon durch Tacitus belegt ist. Außerdem fanden sich auf der Donne mehrere Merkurstäbcher. Neben Mauerresten von römischen Tempelanlagen wurden auch Reste von drei Altären ausgefunden, die dem Jupiter Optimus Maximus geweiht waren. Wir finden also hier die Verehrung derselben Gottheiten wie auf dem Odilienberg; denn „Merkur“ ist wie „Jupiter“ auch hier nur die römische Bezeichnung für den keltischen Ulucus bzw. den germanischen Woban, wie die Beispiele von Baden-Baden, Heiligenberg, Miltenberg u. a. zeigen.

War die Hohe Donne erst der Berg der Kelten, dann der Alemannen, so wurde er mit dem Vorrlingen der Franken gegen das alemannische Gebiet ein Berg der Franken. Der oben genannte französische Geschichtsschreiber hat uns denn auch dießen Namen in der Bezeichnung des ganzen Gebirgsstocks als „Montage de Framont“ überliefert; noch heute heißt ein kleiner Ort südlich des Berges Framont = Frankenberg. Der Volksmurb freilich erzählt, der Berg heiße so, weil auf ihm der fränkische König Sarant mit märchenhaften Schätzen begraben sei. So märchenhaft bleise Überlieferung scheint; auch in ihr erheitert sich – wie beim Königsgrab von Gedeln und andernorts – ein wahrer Kern: auf der Donne wurden keltische Brandgräber mit Achatkrüppen, freilich ohne märchenhafte Schätze, gefunden.

Auf die Wodansverehrung im germanischen Elsass weisen noch zwei andere Tatsachen hin: neben zahlreichen Steinen, die Mercur-Wodan geweiht sind, finden sich, und zwar nach Süden bis etwa Straßburg, die sonst besonders im Gebiet des Mittelrheins anzutreffenden sogenannten Jupiter-Giganten-Säulen; die bedeutendste im tribolkischen Gebiet ist der sogenannte Sölzer Reiter; Sölz, im Norden des auch vorgeschichtlich bedeutsamen Hagenauer Forstes, war eine tribolkische Siedlung.

Ein zweites sind die vielen Volkssagen, die sich mit den Gestalten des Wölben Jägers, des „Bockfelingestes“, des Teufels und der Hexen beschäftigen. Gestalten, die alle die Gegend zwischen Odilienberg, Hoher Donne und Dagsburg im nördlichen Elsass „unsicher machen“. Uns heutigen ist die hohe Donne noch in einem andern Sinne ein heiliger Berg: auf seinen Höhen ruhen die toten Helden, die im Kampf für Deutschlands Größe fielen.

Besser ist es für einen jeden,  
 daß er seinen Freund räche als daß er viel trauere;  
 Sicher wird ein jeder von uns das Ende erfahren  
 des Lebens; es erwirke, wer kann,  
 Ruhm vor dem Tode! Das ist für den Gefolgsmann,  
 den nicht mehr Lebenden, hernach das beste,  
 Beowulfepos.



## Die Fundgrube

**Dachziegel als Sinnbildträger.** Im Dezemberheft 1940 der Zeitschrift *Germania* waren zwei Dachziegel aus dem Rheingau abgebildet, die eingeritzte Darstellungen aufwiesen, die man ohne weiteres als „Lebensbaum im Gefäß“ ansprechen konnte. Der Verfasser, Rud. Arth. Zichner, hat dazu die Vermutung ausgesprochen, daß dabei „wohl noch eine unbewußte Nachwirkung der alten Form des Lebensbaumes“ gemeint sein dürfte, „wie solche von unseren Vorfahren als Sinnbild verwendet worden ist“. Da wir nun überall in Heimatmuseen, in Heimatliteratur usw. derartige Funde machen können, muß doch einmal untersucht werden, ob bewußt diese Dachziegel als Sinnbildträger benutzt worden sind oder ob nur ein einfaches Schmuckbedürfnis vorgelegen hat. Die außerordentliche Häufigkeit solcher geschnückter Ziegel

legt letztere Annahme nahe, doch müßte die Tatsache, daß unter den verwendeten Ziegeln ganz bestimmte Motive auftreten, die vorwiegend Hellsymbole sind (besonders Bäume und Sonnen) oder Abwehr darstellen (Knochen), den Schluss zulassen, daß eine ganz bestimmte Absicht bestand bei der Verwendung von solchen Ziegeln, die doch dem Auge durchaus verborgen blieben und höchstens bei einer Dachausbesserung nach Fahrzeiten wahrgenommen wurden. Die Absicht der Verzierung kann man damit also eigentlich schon ausschalten. Es muß ein anderer Grund für die Auffertigung und Legung solcher Ziegeln bestimmt gewesen sein.

Häufig hört man für diese Art von Ziegeln die Bezeichnung „Feierabendziegel“, ein Ausdruck, dessen Entstehung nicht klar ist. Die Erläuterung, die sich in einem mitteldeutschen Museum (Merseburg) findet, daß nämlich die Dachdecker aus Freude darüber, daß das Dach fertig geworden sei, in den letzten Dachziegel solche Figuren eingeritzt hätten, dürfte kaum zutreffen. Das Irrtümliche dieser Annahme geht daraus hervor, daß diese Mün-

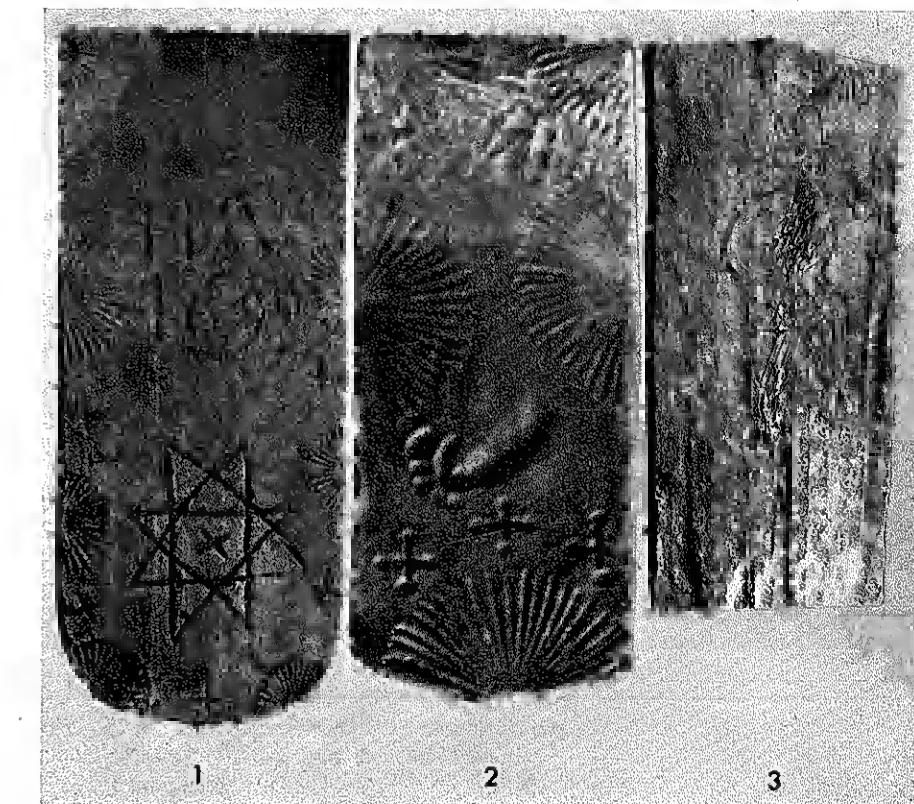


Abbildung 1 (links nebenstehend). Dachziegel mit Sinnbildern. Aufnahme Ahnenerbe aus: Deutsche Volkskunst in Franken. – Abbildung 2. 1. Stuttgart, Altechroniksammlung. Aufnahme Ahnenerbe Weigel. 2. Preuß. Glypt. Museum. Aufnahme Ahnenerbe Kästhardt. 3. Billingen, Städtische Altechroniksammlung. Aufnahme Ahnenerbe Weigel.

gen schon in den weichen Ton, vor dem Brennen also, eingeritzt wurden. Eine nachträgliche Verzierung hätte vollkommen auf Mag Walter hat in einer Arbeit „Die Kunst der Ziegler“ in der Oberdeutschen Zeitschrift für Volkskunde (I, 1927) die Fragen, die mit solchen geschnückten Ziegeln zusammenhängen, untersucht. Er stellt dabei richtig fest: „Der Dachziegel reiht sich mit diesen Inschriften deutlich ein unter die Schutzmittel für das Haus, und diese Gestaltung unterstellt die Annahme, daß auch die vielen Sonnenbilder ähnliche symbolische Bedeutung hatten.“ Dass das Dach eine besondere Rolle spielt, liegt auf der Hand. Das Handwörterbuch des Deutschen Überglaubens (II, 115 ff.) gibt dazu an: „Bei fast allen Völkern spielt das Dach einerseits als Hauptangriffspunkt dämonischer Mächte, anderseits als sicherster Schutz des Menschen im Volksglauben eine große Rolle.“ Eine Unzahl von Versuchen ist daher mit dem Dach verknüpft, und die vielen Sinnbildverwendungen, die uns in Form von Giebelzeichen oder als Ausgestaltung des Giebeldreiecks usw. begegnen, bestätigen diese Ansicht ganz eindeutig. Es ist nun aber die Frage, was an Überlieferungen über die Herstellung solcher besonderer Ziegeln erhalten ist. Walter schreibt in der genannten Arbeit: „Wie die Volkskunst immer da einsetzt, wo es gilt, einen Zweckgegenstand zu verschönern, den Zwang der Arbeit mit der Freiheit der Person zu durchdringen, so will auch die Kunst der Ziegler, echte Volkskunst in ihrem ganzen Besen, zunächst nichts, als den Ziegel schön“ machen. Eine Formveränderung zu-

gunsten der Kunst mußte ausgeschlossen bleiben, unantastbar war der Zweck. So bleibt die Kunst linear und ornamental ... Etwas von der Selbstverständlichkeit in der Form des Ziegels liegt in der Art der Zeichnung darauf. Alle Zierformen und Motive der Volkskunst lehnen auf den Dachziegeln wieder. Geometrische wie die gerade Linie, der Kreis, die Wellenlinie, die Spirale. Aus der Umwelt die Blume, der Strauch, der Vogel, die Sonne und die Sterne. Was auch der Ziegler macht, will er „schön“ machen.“ Es ist mit dieser Darlegung bereits gezeigt, daß die besondere Bedeutung, die nämlich nicht in der „Kunst“ oder dem „Können“ der Ziegler liegt, sondern in der brauchförmlichen Verwendung einmal der Motive, wann der Dachziegel dieser Art im besonderen, nicht erkannt worden ist. Wohl stellt der Verfasser dann noch fest: „Aus „Spielerei“ geboren bezeichneten mehrere alte Ziegler die meisten Verzierung und Schreibereien auf den Dachziegeln. Manch einer der Ziegelmägde aber trug auch das Bedürfnis in sich, einen „schönen“ Ziegel zu machen, lebte formend mit und in seinem Werkstoff. Und es gab immer Bauern, die „einen schönen Ziegel gerne kaufen“, ja sogar solche bestellten.“ Damit streift er nun aber den tieferen Sinn dieser Ausgestaltungen. Bauern bestellten also sogar solche Dachziegeln, die vom Ziegler schlechthin als „schöne Ziegel“ bezeichnet wurden! Sie verlangten also eine Verwendung von solchen Segenszeichen auch auf dem Dache, wie sie im Schnitzwerk am Hoftor oder irgendwelchen Geräten ebenfalls solche Zeichen zu haben wünschten, die ihren Vorfahren etwas bedeuteten. Wie in jeder anderen Form von Sinnbildverwendung sehen wir auch hier wieder, daß der klare Wunsch des Bauherrn danach zielte, solche Sinnbildformen zu verwenden, die durch Geschlechter bei seinen Vorfätern üblich waren. Ein Zufall bewies mir, daß nicht nur die Ziegler solche „schönen“ Ziegel anfertigten, sondern auch der Töpfer. Der Inhaber einer alten Töpferei in Lauterbach in Hessen erzählte uns, daß sein Vater noch viele derartige Ziegel angefertigt und gebrannt hätte, und daß die Bauern der Umgebung sogar ganz bestimmte Formen, vorwiegend aber Bäume gewünscht hätten. Die Sinnbildbedeutung dürfte aus

diesen Darlegungen an sich klar hervorgehen. Selbst an Stellen also, die dem Auge nicht zugänglich waren, wurden bewußt Sinnbilder angebracht, deren schützende Kraft dem Anwesen dienen sollte. Besonders eindringlich wird diese Annahme dadurch unterstrichen, daß ein in Böllingen gefundener Dachziegel (heute in den städtischen Kunstsammlungen) einen Wächter zeigt, über dessen Bedeutung fürzlich meine Arbeit „Der Wächter Mann im Holzbau, Beitrag zur Klärung eines Sinnbildes“ (Germanien 1941, H. 5, S. 181 ff.) berichtete. Der Ziegel stammt vom Anfang des 16. Jahrhunderts. Aus der gleichen Zeit fand sich der Wächter auch als Schlußstein an einem Dachbeschlag des Rathauses in Stade in gleicher Bedeutung verwandt. Wann die ersten „schönen“ Ziegel dieser Art auftauchten, ist nicht ohne weiteres feststellbar. Datierungen neben solchen Abbildungen konnte ich bisher erst ab 1603 feststellen. (Um diese Zeit fangen hartgedeckte Dächer an häufiger zu werden.) Sie reichen bis Ende des 19. Jahrhunderts und kommen vermutlich in bestimmten Gegenden – dort wo sie eben zum heimischen Brauchtum gehören – auch heute noch vor. Flachziegel mit besonderen Inschriften gibt es aber bereits im 15. Jahrhundert. In den Sammlungen des Klosters Hirsau liegt ein Ziegel, datiert 1477, mit der Inschrift „Ille quida (m) – gaudens tulit quasum (casum) – Tu qui legis impone. (s) nasum.“ Ein zweiter Ziegel von 1471 zeigt die Inschrift: „Ille lavit laferem, qui vult custodire mulierem.“ Das grobe Mönchslatein und die Dernheit der Worte sprechen für sich. Man gewinnt durchaus den Eindruck, als wenn die Ziegel aus an sich üblichen Gründen mit einem Spruch versehen wurden, der aber in gewisser Abstufe das Volkstümliche der Handlung persiflieren soll. Eine Reihe von Dachpfannen von Klosterbauten sind mir aus Kronach in Franken (heute im Museum) bekannt, auf die eingestempelt wurde I. H. S. – 1650 – Georg Ziegler. Auch hier ist doch wohl mit Bewußtsein die klichische Segensformel an Stelle der üblichen Sinnbilddarstellung getreten.

Bon besonderem Interesse dürften Dachziegel sein, in deren Ton Kinderfüße oder auch Hände (letztere von Erwachsenen oder von Kindern) eingedrückt wurden. Derartige



Abbildung 3. Dachziegel aus Kronach in Franken. Aufnahme Ahnenerbe Beigef.

Figuren sind aus dem gesamten Reichsgebiet bekannt. Die Bedeutung ist noch nicht einwandfrei ergründet. Man nimmt vermutlich mit Recht eine beabsichtigte Übertragung der Kräfte an, die durch diesen Fuß- oder Hand-

Frage ist noch nicht geklärt und wird hiermit gestellt. Vielleicht sind noch andere Formen ähnlicher Übertragungen bekannt, die im Wörterbuch des Deutschen Überglaubens auch noch nicht vermerkt wurden. An mittelalterlichen Bauten finden sich häufig Ziegelsteine – nicht Dachziegel, sondern rückige Mauersteine –, die ebenfalls Abdrücke solcher Füße oder Hände, öfter noch Abdrücke von Tierpfoten von Hunden oder Katzen aufweisen. Die häufigste Erklärung hierfür besagt, daß die Tiere oder Kinder über die Ziegel beim Trocknen hinweggetreten seien. Da wäre es aber verwunderlich, daß diese Spuren fast immer genau in der Mitte der Ziegelsteine zu finden sind und nie halb auf den Ziegeln erscheinen. Vermutlich liegt hier aber ebenso ein Brauch vor wie bei den entsprechenden Abdrücken auf den Dachziegeln. Es finden sich außerdem in bestimmten Landschaften – mit besonderer Vorliebe im niedersächsischen Westfalen und Nordharzvorland – Ziegelsteine im Mauerwerk an der Hausfront, die als Sinnbildträger dienen, in die Sinnbildzelchen eingeritzt oder eingestempelt wurden. Hier tritt uns also ein verwandter Brauch entgegen, der sichlich alte Wurzeln hat. Die ältesten derartigen Ziegelsteine sind mir bislang von einem Lübecker Salzspeicher des 14. Jahrhunderts bekannt. Ferner sind einige wenige Funde bekannt geworden, nach denen derartige Sinnbilder auf die Seite des Ziegelsteines geritzt wurden, die im Mörtel, also im Mauerwerk lag, so daß erst rechi dem Auge verborgen hier eine sinnbildhafte Handlung zur Auswirkung kommen konnte. In diesem Zusammenhang sei an den „Runesiegel“ erinnert, der beim Abbruch eines Mauerteils am Kloster Lüneburg in der Mark gefunden wurde. (H. Arns, Der „Runesiegel“ vom Kloster Lüneburg. *Zeitschrift für Archäologie* 1935, H. 1/2). Es handelt sich um eine Runenschrift, die um 1200 entstanden sein dürfte. Anfälligerweise fehlen Vokale, so daß man auf die Vermutung kommen kann, daß es sich bei der Schrift um einen sinnbildhaften Brauch handelt. Es ist auch nicht geklärt, ob die Inschrift in deutscher, dänischer oder lateinischer Sprache gemeint sein soll, doch verweisen die Formen der Runen auf die dänische Reihe. Vielleicht ist dieser Brauch, der aus dieser durch Zufall an das Tageslicht gekom-

menen Inschrift spricht, der älteste Beleg der artiger sinnnder, schützender oder Kraft verleihender Inschriften, deren Nachfahren die Dachziegel der deutschen Bauernlandschaften darstellen; ein Brauch, der sich auf die Dachziegel ausdehnte, als die harte Dachbedeckung mehr und mehr sich durchsetzte.

Karl Theodor Beigel.

Zum „Stundenbuch“ der Anne de Bretagne. Wir haben in dieser Zeitschrift wiederholt auf ein wichtiges Blatt hingewiesen, das dem „Stundenbuch“ der letzten Herzogin der Bretagne, Anna, entnommen ist und den Maibaum als Dreistufenbaum zeigt (Germanien 1938, S. 147; 1940, S. 443). In diesem Jahrgang hatte ich dann auf Seite 104 an Stelle einer schlechten und unvollständigen Lithographie das Original selbst abgebildet, das ich auf der Nationalbibliothek in Paris besorgt hatte; vgl. meinen Aufsatz „Die Sinnpyramide in der Landschaft“, S. 100 bis 109 dieses Jahrganges (Abbildung 5). Die Auszeichnungen über das Stundenbuch selbst, die ich dabei gemacht hatte, waren mir bei einem Autounfall verlorengegangen. Ich bin jetzt in der Lage, sie nachzuholen. Bei der Bedeutung des erwähnten Bildes sind einige damit zusammenhängende Fragen von besonderem Interesse.

Das Buch, das den Titel führt „Les Heures d'Anne de Bretagne“ ist eine Art von Gebet- und Erbauungsbuch, das eigens für die Herzogin von hervorragenden Künstlern geschaffen worden ist. Es ist als Manuscript Latin 9474 eins der wertvollsten Stücke der Bibliothèque Nationale in Paris. Der Band besteht aus 238 Pergamentblättern im Kleinformat (300 zu 190 mm), der Einband aus schwarzem Chagrinleder mit silbernen Schließen stammt vom Ende des 17. Jahrhunderts. Die Kalenderblätter sind mit großer Kunst ausgestaltet; die eingeschalteten ganzseitigen Blätter enthalten durchweg Szenen aus dem kirchlichen und Heiligenleben, doch sind die zwölf Monate mit Szenen aus dem heimischen bäuerlichen und bürgerlichen Leben dargestellt. Wir kennen aus derselben Zeit eine Anzahl ähnlicher Kalender- und Erbauungswerke, wie das Breviarium Grimani oder die „Très riches Heures du Duc de Berry“, die uns zeigen, wie die mittelalterliche Buchkunst

hier um die Zeit ihrer Ablösung durch die Buchdruckerei ihre letzte Vollendung erlebte. Man hat als das Jahr der Vollendung des Stundenbuches früher das Jahr 1497 angenommen; gestützt auf zwei Rechnungsbelege der Herzogin (und Königin von Frankreich). Man hat aber noch eine andere Zahlungsaufweisung der Königin Anna gefunden, die am 14. März 1507 zu Blois aufgestellt ist und bestimmt, auszuzahlen „à notre cher et bien aimé Jehan Bourdichon, peintre et valet de chambre de monseigneur (des Königs) la somme de mil cinquante livres tournois, en six cens escuz d'or, ... tout pour le recompenser de ce qu'il nous a richement et somptueusement historié et enluminé une grande Heures pour nostre usage et service, où il a mis grant temps, que aussi en faveur d'autres services ...“.

Der Künstler ist also für eine meisterhafte Leistung wenigstens einigermaßen anständig entlohnt worden. Ob er ein Breton oder ein Franzose war, ist nicht genau festzustellen; ebenso wenig von einem gewissen Jehan Poyer, der nach anderen Nachrichten die Blumenmalereien zu dem Stundenbuch bestreut hat (vgl. dazu Abbé Delaunay, *Le livre d'Heures de la Reine Anne de Bretagne. Traduit du Latin et accompagné de notices inédites*. Paris, chez L. Curmer, 1841). Aus dem genannten Buche stammt die wiederholt veröffentlichte, unvollständige Lithographie. Die offizielle Veröffentlichung ist eine Facsimile-Ausgabe der Nationalbibliothek, „Heures d'Anne de Bretagne. Réproduction réduite des 63 Peintures du Manuscript Latin 9474 de la Bibliothèque Nationale. Imprimerie Berthaud Frères“, Paris; ohne Jahr, um 1909. Die Einleitung ist mit H. O. gezeichnet. Diese Ausgabe enthält die Miniaturen in zwei Folgen: 1. die 63 großen, ganzseitigen Buchgemälde; sie bestehen aus 49 großen Miniaturen, 12 Rahmenzeichnungen für die Kalenderblätter (darunter ein Malblatt mit dem Dreistufenbaum), dazu am Anfang und am Schluß je eine Seite mit Ornamenten und Zahlen. 2. den übrigen Text begleiten auf jeder Seite fast 350 Randzeichnungen am äußeren Rande der Blätter; einige bunte und reiche Welt von Bäumen und Blumen mit ihren lateinischen Namen. Von besonderem Wert sind die zahlreichen Tiere, die der

Künstler, vor allem aus der Kleintierwelt, zwischen Bäumen und Pflanzen untergebracht hat. Sie zeugen nicht nur von künstlerischer Meisterschaft, sondern auch von eingehender Naturkenntnis; die Darstellungen von Insekten sind eine Fundgrube für den Entomologen.

Sind die Künstler ihrer Volkszugehörigkeit nach auch nicht genau festzulegen, so darf man doch annehmen, daß sie in den Monatsblättern (die allerdings wohl vorwiegend dem Jehan Bourdichon zugeschrieben wären) Dinge dargestellt haben, die der Königin Anna aus der bretonischen Heimat vertraut waren. Daß hierzu die Dreistufenpyramide gehört, habe ich in meinem erwähnten Aufsatz dargelegt. Denn die Königin war am 20. Januar 1476 zu Nantes als Tochter des Bretonenherzogs Franz II. und der Margarete von Foix geboren worden. Als Erbin des reichen Herzogtums war sie viel umworben; nach anfänglicher Verlobung mit dem deutschen Kaiser Maximilian wurde sie, nicht ohne einen gewissen Zwang, am 6. Dezember 1491 von dem französischen König Karl VIII. heimgesucht, womit das alte, seit fast tausend Jahren stehende Herzogtum der Bretonen an die Krone von Frankreich kam. Der ersten politischen Schlag folgte bald die zweite: als Karl VIII. im Jahre 1498 gestorben war, wurde Anna am 8. Januar 1499 die Gemahlin seines Nachfolgers Ludwig XII. Sie starb als noch ziemlich junge Frau am 9. Januar 1514 auf dem Schloß zu Blois. An ihrem Stundenbuch hat sie sich also noch etwa sieben Jahre erbauen können. J. D. Plassmann.

## Die Büchermesse.

Edmund G. Stengel: Der Stamm der Hessen und das „Herzogtum“ Franken. Sonderausgabe aus der Zeitschrift Ernst Heyman, I, S. 129-174. Verlag Hermann Böhlau Nachfolger, Weimar 1940.  
Der bekannte Kerner deutscher Geschichte behandelt hier eine Frage, die von jehor wic-

tig gewesen ist für die Beurteilung deutschen Stammeswesens, wie auch für das Verhältnis, das zwischen dem ostfränkischen Reiche und den von ihm beherrschten Stämmen bestanden hat. War dies bei den größten Altsämmen der Sachsen, Bayern und Schwaben einigermaßen klar, da es durch die Stammesherzogtümer betont und erhalten wurde, so gilt das nicht für den Stamm der Hessen, die im Alten Reich kein eigenes Herzogtum hatten. Dabei sind sie nach Jakob Grimm neben den Friesen der einzige deutsche Stamm, der seit des Tacitus Zeiten seinen Namen und seine Sippe unverändert beibehalten hat. Aber gerade das zeigt – und das ist schon ein wesentliches Ergebnis von Stengels Untersuchung – daß eben das überlieferte Stammestum stärker und dauerhafter war, als alle rein staatlichen Gebilde; eine Erkenntnis, die auch für unser neues Staatsdenken noch seine große Bedeutung hat. Der Fall liegt hier ähnlich wie bei den Thüringern, die seit dem schicksalhaften Jahre 531 kein eigenes Herzogtum mehr hatten, aber bis heute sich als Stamm im eigentlichen Sinne bewahrt haben, wobei ihr Name, obwohl er Jahrhundertlang kein Staatsname war, sich ebenso selbstverständlich erhalten hat, wie bei den Westfalen und den Schwaben. Er hat sogar, ursprünglich auf sein niederhessisches Kerngebiet, den Hessengau beschränkt, im frühen oder hohen Mittelalter eine topographische Ausweitung erfahren, indem er sich auf das gesamte Siedlungsgebiet des Stammes ausdehnte und dann auch den oberhessischen Lahngau mit einbezog. Durch die Landgrafschaft wurde dann dieser Begriff „Hessen“ politisiert und bis heute wieder zu einem Staatsnamen gemacht. Wenn auch von Sprachforschern das unmittelbare Fortleben des Namens der Chatten in dem der Hessen immer noch bestritten wird (v. G. ist das einfach evident; ich denke dabei auch an den Fall Haithabu-Haddeby), so kann man doch mit Gewissheit sagen: Stamm, Name und Land der alten Chatten sind in hohem Maße mit dem der mittelalterlichen und der heutigen Hessen identisch geblieben. Das ist das Endergebnis von Stengels inhaltreicher Untersuchung. Er löst auch die Frage, ob die Hessen im Mittelalter nur ein „Teilstamm“ des angeblichen „fränkischen

Stammes“ gewesen sind, m. E. im negativen Sinne. Die Zugehörigkeit zum Reich und nachher zum sogenannten Herzogtum der Franken war nur eine politisch-militärische, die ihre Spuren lediglich in einer Reihe von Ortsnamen hinterlassen hat. Stengel macht sich hier in sehr fruchtbarer Weise die Ergebnisse der Ortsnamenforschung zunutze, indem er z. B. die heim-Orte in Hessen durchweg als Militärlagungen und Verwaltungsmittelpunkte des fränkischen Machtapparates aufweist, die für die stammesmäßige Zugehörigkeit nichts beobachten und auch bald vom hessischen Volkstum aufgesogen worden sind. Der Stamm ist stärker als der Staat, das Volkstum stärker als die politische Organisation. Dass die heim-Namen natürlich nicht überall fränkischen politischen Einfluss beweisen, hebt Stengel ausdrücklich hervor. Bei der kritischen Untersuchung des „Herzogtums“ Franken ergibt sich dann die überraschende, aber m. E. endgültig überzeugende Tatsache, daß es ein Herzogtum Franken im Sinne der vier anderen Herzogtümer nie gegeben hat; ebenso wenig wie es einen Stamm der Franken im Sinne der Schwaben, Sachsen und Bayern gegeben hat. „Franken“ hieß ursprünglich einfach all das Gebiet des ostfränkischen Reiches, das nicht zu einem der drei Stammesherzogtümer oder zu dem lotharingischen Herzogtum gehörte (das eine Sonderstellung hatte); es war das Frankenreich an sich, ohne eine Sonderheit. Die Hessen haben nur inspiert daran Anteil, als ihr Stammestum nicht in einem Stammesherzogtum seinen Ausdruck fand. Auch in dieser Hinsicht liegt der Fall ähnlich wie bei Thüringen, das immer im Gefahr stand, von Sachsen aufgesogen zu werden, das aber trotzdem seine Art anderthalb Jahrtausende hindurch behauptet hat. Mit Recht hebt Stengel hervor, daß diese beiden mitteldeutschen Stämme zwischen dem mächtigen niederdeutschen Stammesblock und seinen beiden süddeutschen Partnern und Gegen Spielern eine sehr wesentliche Ausgabe erfüllt haben: verbindende Glieder zu sein zwischen jenen beiden Polen, die aus sich allein wohl schwer zusammen fanden und noch finden. Und diese Erkenntnis macht seine Arbeit für die Erkenntnis von Volkstum und Reichsgebanken besonders wertvoll. J. O. Plassmann.

## Der Schleswiger Dom und seine Wandmalereien

„Im Dom zu Schleswig befindet sich der berühmte Truthahnfries aus dem 13. Jahrhundert, der, da der in Amerika beheimatete Truthahn im übrigen Europa erst nach Kolumbus bekannt wurde, als Beweis für vor-kolumbische Amerikafahrten der Wikinger herangezogen und – u. a. in der „Woche“ – mehrfach diskutiert worden ist. Auch das soeben erschienene umfassende Werk von Alfred Stange, „Der Schleswiger Dom und seine Wandmalereien“ trägt durch seine Feststellungen zur Aufhellung des Truthahnproblems bei. Aber nicht darum sei auf Stanges Buch hingewiesen, sondern weil hier eine ausgezeichnete Darstellung eines unserer bemerkenswertesten niederdeutschen Domes vorliegt, die die Ergebnisse der jüngsten Restaurierung zu einem eindrucksvollen Bild zusammenfaßt. Der Dom, um das Jahr 1100 von wehrhaften deutschen Geschlechtern begonnen, als Schleswig in seiner ersten großen Blüte als Handelsstadt stand, hat sich auch unter der bald darauf einsetzenden dänischen Herrschaft als rein deutscher Bau fortentwickelt, wie Stange an Hand zahlreicher Beziehungen zur niedersächsisch-westfälischen Kunst der Zeit nachweist. Die erst kürzlich von späteren Übermalungen befreiten Wandbilder des 13. Jahrhunderts sind ein ganz besonderer Schmuck des Baus, wehr uns aus ihren diessseitig-naturfreudigen Stil doch der große Atem der staufischen Klassik an. Unter den Händen des unbekannten Genies, dem diese Bilder zu verdanken sind, verschmolz in einer Reihe von Bildnissen der ritterliche Geist des Nibelungenliedes mit dem Wikingerstum der hansischen Bürger zu einem deutschen Denkmal schlechthin. Als solches hat uns der ganze Schleswiger Dom nach Stanges Ausführungen mehr noch als bisher zu gelten. Der Idee und dem Gehalt des Buches entspricht auch seine vorbildlich würdige äußere Form.“ Heraeus, „Die Woche“, Heft 34, 20. Aug. 1941

Das Werk, mit 33 ganzseitigen Tafeln und 22 Abbildungen auf Kunstdruck, in Leinen RM. 6.80, ist sofort lieferbar. Abnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem.

## Deutsche Weihnachten

Ein Wegweiser für Gemeinschaft und Familie

Herausgegeben von R. H. Bölay

Reich bedruckt. 204 Seiten groß 8°. Halbleinen RM. 6.80

Dieser reichhaltige und bebilderte Band bringt in 6 Kapiteln neben Anregungen zur Ausgestaltung des Festes und Brauchtumshinweisen Lieder, Gedichte, Erzählungen und Märchen u. a. von Hans Baumann, Werner Beumelburg, Hans Dr. Blunk, Herb. Böhme, Herm. E. Busse, Herm. Claudio, E. E. Dwinger, Gorch Fock, Marie Hanfstaengl, Nob. Hohlbauern, Nob. Kinau, Agnes Miegel, Kurt Pastenac, Hans Stegweite.

Hier wird der deutschen Familie und jedem, der sich in Gliederungen und Gemeinschaften mit Feier- und Freizeitgestaltung zu beschäftigen hat, endlich ein grundlegendes und erschöpfendes Sammelwerk für Gestaltung und Beschäftigung während der Weihnachtszeit geboten.

Bidukind-Verlag / Alexander Böß / Berlin